



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Die Burgenland-Roma

Die Situation der jüngsten österreichischen Volksgruppe
15 Jahre nach ihrer Anerkennung

Verfasserin

Ruth Olga Kasper

Angestrebter akademischer Grad

Mag. rer.soc.oec.

Wien, Juli 2009	
Studienkennzahl	A 121
Studienrichtung:	Diplomstudium Soziologie (Rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Studienrichtung)
Matrikelnummer:	0101134
Betreuerin:	Prof. Dr. Hildegard Weiss

1. Relevanz des Themas und Forschungsfrage	4
2. Historischer Abriss	6
2.1. Aufklärung und habsburgische Assimilierungspolitik	6
2.2. Die Situation der Roma / Sinti im 19. und frühen 20. Jahrhundert	10
2.3. Die Zwischenkriegszeit	11
2.4. Die burgenländischen Roma unter dem nationalsozialistischen Regime	12
2.5. Die Situation der österreichischen Roma nach Ende des nationalsozialistischen Regimes	14
2.6. Veränderung in der Einstellung zu Roma / Sinti	21
2.7. In Österreich lebende Romagruppen	22
3. Fremdbilder über Roma und Sinti	23
3.1. Das Stereotyp	23
3.2. Schwerpunkte in der aktuellen Roma- und Sinti-Forschung	26
4. Anerkennung als Volksgruppe	26
4.1. Theoretische Grundlagen zur Anerkennung von Minderheiten: Michel Wieviorka	26
4.2. Grundsätze der Minderheitenpolitik	27
4.3. Die Entwicklung einer „flexiblen“ Identität	28
4.4. Ausgrenzung und Identität bei der Volksgruppe der Roma	28
4.5. Die Verknüpfung sozioökonomischen und kulturell-identitären Forderungen	31
4.6. Soziale Anerkennung vs. sozioökonomische Gleichstellung? Der Ansatz Nancy Frasers	32
4.7. Unterschiedliche Strategien zur Überwindung der Diskriminierung	34
4.8. Zusammenhang zwischen ethnischem Bewusstsein und der Formierung einer politischen Gruppe ..	37
4.9. Die Anerkennung als Volksgruppe vom Standpunkt sozioökonomischer bzw. kultureller Forderungen	38
4.10. Die Anerkennung der Roma / Sinti als österreichische Volksgruppe	40
4.11. Rechtliche Aspekte der Anerkennung als österreichische Volksgruppe	44
4.12. Die Sprache der Roma / Sinti	45
4.13. Der „Verein Roma“ und sein Tätigkeitsfeld	46
5. Das Attentat 1995 und seine Folgen	49
5.1. Auswirkungen des Attentats	50
6. Forschungsfeld und Feldzugang	54
6.1. Beschreibung der sozioökonomischen Bedingungen im Forschungsfeld	54
6.2. Forschungsdesign	58
6.3. Soziodemographische Beschreibung der Stichprobe	59
6.4. Erhebungsinstrumente	61
6.5. Feldzugang	61

7. Qualitative Datenauswertung	62
7.1. Auswertungsmethode.....	62
7.2. ExpertInneninterviews	63
7.3. Die „ältere Generation“.....	76
7.4. Die „junge Generation“.....	94
7.5. Vergleich ältere und junge Generation	101
7.6. Diskussion der empirischen Ergebnisse und Konklusion.....	106
8. Literatur.....	111
9. Anhang.....	118

Relevanz des Themas und Forschungsfrage

In Österreich wurden Roma und Sinti 1993 als Volksgruppe anerkannt – ein Status, der ihnen in keinem der „neuen“ EU-Beitrittsländer¹ zuerkannt wird, obwohl die Roma in Ländern wie Ungarn, der Slowakei oder Rumänien zahlenmäßig stark vertreten sind. Außerdem stellen Roma / Sinti nach dem EU-Beitritt von Rumänien und Bulgarien die größte Minderheit der EU dar. Wie viele Roma genau in Europa leben ist unklar: Der Zentralrat der deutschen Sinti und Roma schätzt etwa zehn bis zwölf Millionen Roma / Sinti (vgl. Rose 2007), die Gesellschaft für bedrohte Völker geht lediglich von acht Millionen Roma / Sinti in Europa aus (vgl. Baumgartner 2004, Homepage der Gesellschaft für bedrohte Völker).

Als Minderheit ohne „Nation“ stellen die Roma eine sehr spezifische ethnische Gruppe dar – Indira Ghandi deklarierte Indien 1973 am Chandigarh-Festival (vgl. Rombase) zwar als Herkunftsland der Roma und versprach politische Unterstützung vor den Vereinten Nationen, trotzdem hatten die Roma stets eine viel schwächere Position – im Gegensatz zu den anderen in Österreich anerkannten Volksgruppen (KroatInnen, SlowenInnen, SlowakInnen, TschechInnen sowie UngarInnen), welche von ihrer jeweiligen „Ursprungs“-Nation politische Unterstützung erhielten (vor allem was die Formulierung der Minderheitenrechte nach Ende des Zweiten Weltkriegs anbelangt). Die Anerkennung der anderen ethnischen Volksgruppen in Österreich erfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg keineswegs (ausschließlich) aufgrund österreichischen Wohlwollens, vielmehr waren es die Siegermächte, sowie zukünftigen Nachbarstaaten, welche Druck auf den österreichischen Staat ausübten.

Der Anerkennung der Roma / Sinti in Österreich ging ein Prozess der Organisation und Vernetzung dieser beiden Gruppen in Österreich voran – 1989 wurde der erste Romaverein in Oberwart gegründet (vgl. Verein Roma Oberwart) wo bis heute der Großteil österreichischer autochthoner Roma lebt, danach folgte 1991 die Gründung des Kulturvereins österreichischer Roma in Wien (vgl. Kulturverein österreichischer Roma). 1991 wurde auch das Romano

¹ Ich beziehe mich hier auf die beiden EU-Erweiterungen der Jahre 2004 und 2007, in deren Rahmen die Länder Estland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn, Slowenien, Malta und Zypern (griech. Teil), sowie Bulgarien und Rumänien Teil der Europäischen Union wurden.

Centro (vgl. Romano Centro) gegründet, welches sich der Betreuung und Vertretung der nach Österreich zugewanderten Roma widmet.

Mittlerweile gibt es – neben dem Kulturverein österreichischer Roma und Romano Centro - allein in Wien 17 verschiedene Roma / Sinti Vereine, wie beispielsweise Romano Kham, Romatheater, Gipsy Info und Gipsy-Radio, Bahtalo Rom und Roma Lili.

Die Bedeutung der Roma als Europas größte Minderheit und als eine jener Gruppen, die am wenigsten von der Verbesserung der Lebensqualität der Mehrheitsgesellschaft profitierten, motivierte mich zu einer weiteren Beschäftigung mit diesem Thema. Darüber hinaus hatte ich durch meine Teilnahme an zwei in Rumänien durchgeführten Sozialprojekten auch persönliche Kontakte zu dieser Minderheit geknüpft. Da ich für meine Diplomarbeit selbst Daten erheben wollte und auch schon von der autochthonen Gruppe der burgenländischen Roma in Österreich gelesen hatte, entschied ich mich, die Lebensumstände dieser Minderheit näher zu beleuchten.

Die burgenländischen Roma sind seit 1993 – also seit genau fünfzehn Jahren – anerkannte österreichische Volksgruppe. Thema meiner Diplomarbeit soll nun die Analyse der Auswirkungen der Gründung der Romavereine auf die Identität der Roma, ihren Willen zur Selbstdeklaration als Rom/Romni², wie auch die Auswirkungen der Tätigkeiten dieser Vereine auf den Erhalt der kulturellen Ausformungen der Roma-Kultur (insofern man von einer solchen noch sprechen kann, dazu später) untersuchen.

Meine Arbeit beschäftigt sich also mit Fragen wie

- Haben sich die Gründungen der Romavereine auf den Deklarationswillen der Roma ausgewirkt, wenn ja in welcher Form – bekannten sich nach der Gründung der Vereine mehr Roma zu ihrer Identität als davor?
- (Welche impliziert die Frage beinhaltet: Wie wirkte sich die Gründung der Vereine auf das Selbstbild der Roma aus – bewirkte sie eine Stärkung des Selbstbewusstseins der Roma?)

² Die Begriffe Rom (männl. Form), Romni (weibl. Form), Roma (Pl.) werden hier als Sammelbegriffe für verschiedene, unter dem verallgemeinerten Namen „Roma“ subsumierte Gruppen verwendet.

- Welche Rolle spielte die Anerkennung der Roma / Sinti als österreichische Volksgruppe in Hinblick auf das Bekennen der Roma zu ihrem „Roma-Sein“? Deklarierten sich nach der Anerkennung mehr Roma als solche als davor?
- Inwiefern fördern und unterstützen diese Roma-Organisationen Möglichkeiten kultureller Darstellung der Roma durch Konzerte, Projekte etc.?

Die zentrale Forschungsfrage kann folgendermaßen formuliert werden:

Inwiefern hat sich die Gründung verschiedener Romavereine und die darauf folgende Anerkennung als österreichische Volksgruppe auf die Identität der Roma ausgewirkt bzw. auf den Ausdruck ihrer Identität (in Form von Selbstdeklaration, das Verwenden / Produzieren „typischer“ Kulturmerkmale wie Musik, Literatur etc.) und inwiefern hat sich das Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma (also ihre Integration in die Mehrheitsgesellschaft) verbessert?

Historischer Abriss

Im folgenden Kapitel sollen kurz die wichtigsten historischen Etappen österreichischer Minderheitspolitik im Bezug auf die Volksgruppe der Roma und Sinti dargestellt werden.

Beide Gruppen sind seit der habsburgischen Monarchie in Österreich sesshaft und waren stets Ziel verschiedenster Repressionen, die zumeist auf eine vollständige Akkulturation der Roma abzielten. Diese Anstrengungen wirkten sich stark auf die Identitätsbildungsprozesse bzw. das Selbst- / Fremdbild der Roma aus und besitzen somit eine Relevanz für die hier behandelte Fragestellung.

1.1. Aufklärung und habsburgische Assimilierungspolitik

Die Aufklärung stellt einen entscheidenden Wendepunkt für das Verhältnis zwischen Mehrheitsbevölkerung und Roma / Sinti dar. Wurden Roma und Sinti, aufgrund ihrer Angehörigkeit zur christlichen Religion, früher als legitime EmpfängerInnen von Almosen gesehen, machte die aufklärerische Ethik sie zu einer Gruppe, die umerzogen und mittels (Zwangs-) Assimilierung in die Mehrheitsgesellschaft eingegliedert werden musste (vgl. Gronemeyer / Rakelmann 1994: 19). Die Zwangsassimilierung war aber nicht die einzige Strategie der staatlichen Autoritäten der verschiedenen Ländern: Vertreibung, Verbannung

und Verfolgung waren gängige Methoden, um Roma / Sinti außerhalb der Landesgrenzen zu bringen (vgl. Rombase: Maria Theresia und Joseph II. Assimilationspolitik im aufgeklärten Absolutismus). Die in der Romantik vorherrschende positive Einstellung zu Roma / Sinti stand in krassem Gegensatz zu der (bürgerlich geprägten) aufklärerischen Ethik, die den Mensch größtenteils über seine Fähigkeit zur produktiven Arbeit definierte. Während der Aufklärung kam es zu einer „*Verallgemeinerung des Arbeitsverständnisses*“ (Hund 1996: 15): waren die Rollen der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in Antike und Mittelalter noch klar definiert (Klerus – beten, Adel – kämpfen und Bauern bzw. Leibeigene – arbeiten), so dehnte der (kapitalistische) Geist die Arbeitsethik auf alle Bevölkerungsgruppen, die „Herren“ ausgenommen, aus. In Antike und Mittelalter waren Arbeit und Armut untrennbar miteinander verbunden – ein Umstand, der sich durch die Ethik Aufklärung grundlegend änderte, wo der Mensch nun „zur Arbeit geboren“ war. „*Er soll auch sein ganzes Leben deren Maximen unterordnen*“ (Hund 1996: 17f.). Hund bringt die Konsequenzen des ideologischen Wandels im mittelalterlichen Europa für Roma und Sinti auf den Punkt: „*Erst werden Menschen zwangsweise zu Vagabunden gemacht, anschließend des willentlichen Müßiggangs bezichtigt und schließlich wegen Bettelei und Landstreicherei bestraft.*“ (Hund 1996: 19). Roma und Sinti werden nun zum Feindbild des bürgerlichen Weltbildes stilisiert – nicht aufgrund ihrer „kulturellen“ Eigenheit, sondern wegen ihrer materiellen Situation werden sie diskriminiert und verfolgt (ebd.).

Die Assimilierungsbestrebungen der habsburgischen HerrscherInnen hatten zwei Komponenten: eine wirtschaftliche – schließlich sollten die Roma und Sinti zu produktiven Arbeitskräften „erzogen“ werden, und eine „politische“ – versteckt hinter dem moralischen Argument der christlichen Ethik des „verbesserungsfähigen Individuums“. Roma und Sinti sollten eine kontrollierbare, sprich beherrschbare, sesshafte, Lebensweise annehmen, welche nach Vorstellung der Herrschenden wiederum zu einer schnellen kulturellen Assimilierung führen sollte, um auch jene Gruppe in ein möglichst homogenes und somit kontrollierbares Volk einzugliedern. Ein weiterer ideologischer Eckpunkt der habsburgischen Minderheitenpolitik war die christliche bzw. katholische Glaubenslehre: Als christliche Herrscherin war es sozusagen Maria Theresias „Pflicht“ die Roma und Sinti zu „*guten Christenmenschen*“ umzuerziehen (Hund 1996: 17f.). Hinter diesen Überlegungen stand natürlich die Idee einer besseren Kontrollierbarkeit der Untertanen: aus dem umherziehenden Volk wollte man kontrollierbare Bauern / Bäuerinnen bzw. HandwerkerInnen machen. Die

Grundlage für diese Assimilierungsbestrebungen war eben der aufklärerische Gedanke vom „erziehbaren“ und „zum Besseren veränderbaren“ Menschen, dessen Umsetzung (teilweise) allerdings mit brachialen Mitteln erfolgte: den Roma und Sinti wurden ihre Kinder weggenommen um sie in fremde Bauernfamilien zu geben – nun sollten *„die Zigeuner, die immer ein unkontrollierbares Ärgernis darstellen, kontrollierbar gemacht werden“* (Mayerhofer 1988: 23). Die philosophischen Ideen der Aufklärung verbanden sich in diesem Kontext mit den christlich-bürgerlichen Wertvorstellungen und wollten einen rationalen, erzogenen, sittsamen, kontrollierbaren, sich der Arbeit verpflichteten Menschentypus schaffen – eine Ideologie, die sich natürlich besonders verheerend auf jene auswirkte, welche diesem Typus am wenigsten entsprachen.

Während Maria Theresias Herrschaft wurden vier Verordnungen in Bezug auf Roma / Sinti verfasst. Diese Dekrete hatten die Zerstörung der Roma – bzw. Sintikultur mittels Zwangsassimilierung zum Ziel, wie beispielsweise mit Hilfe des Verbots der (halb-)nomadischen Lebensweise, der Zerstörung der Familienstrukturen und –netze und der Änderung der Familiennamen der Roma und Sinti (vgl. Rombase: Maria Theresia und Joseph II. Assimilationspolitik im aufgeklärten Absolutismus). Es soll darauf hingewiesen werden, dass es keineswegs darum ging, die bis dahin von der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen lebenden Roma und Sinti „endlich“ in die Gesellschaft zu integrieren, sondern allein um eine erzwungene Assimilierung von Personen, die der staatlichen Kontrolle und Gewalt leicht(er) entschlüpfen und keine Abgaben zahlten.

Die erste Verordnung aus dem Jahr 1758 zwang die Roma / Sinti zur Sesshaftwerdung – ihnen wurde der Besitz von Wagen und Pferden untersagt, sie bekamen Saatgut zugeteilt, aus dessen Ertrag sie Abgaben zu leisten hatten. Hier wird der eben erwähnte wirtschaftliche Aspekt der Assimilierungspolitik sehr klar. Außerdem durften sie ihre Dörfer nur mit ausdrücklicher Genehmigung verlassen – eine weitere Auflage, die das Umherziehen unmöglichen machen sollte.

Die nächste, bereits drei Jahre nach der ersten Verordnung folgende versuchte das Fremd- und auch das Selbstbild der Roma / Sinti zu ändern: sie sollten nun nicht mehr „ZigeunerInnen“ genannt werden, sondern „Neubürger“ (ebd.). 1767 unterstellte Maria Theresia alle Roma und Sinti den entsprechenden örtlichen Gerichten und begann die Erfassung der „Neubürger“. So kam es in dieser Zeit zu einem großen Schwund althergebrachter, für Roma und Sinti typischer, Familiennamen.

Außerdem sollten alle taugliche Roma- und Sintimänner aber dem 16. Lebensjahr in die Armee einberufen werden, was allerdings (größtenteils) am Unwillen der Militärs selbst scheiterte. Eine andere Methode der Zwangsassimilierung war, Roma- bzw. Sintiknaben ein Handwerk lernen zu lassen – diese Praxis führte in weiterer Folge auch zu Mischehen zwischen Roma bzw. Sinti und der Mehrheitsbevölkerung, da jene, die bei ihrem Handwerkerberuf blieben, oft in Handwerkerfamilien einheirateten – denn es war: *„nicht die ursprüngliche Herkunft, sondern die augenblickliche Lebensweise ausschlaggebend für eine Eheschließung“* (Mayerhofer 1988: 32).

Die letzte Verordnung Maria Theresias aus dem Jahr 1773 verbot Ehen zwischen Roma und Sinti, Mischehen wurden hingegen gefördert und erhielten sogar staatliche Zuschüsse. Man erhoffte sich so die Weitergabe der Roma- bzw. Sintikultur an jüngere Generationen endgültig unterbinden zu können. Auch bei Mischehen musste vor der Eheschließung der Nachweis einer „ordentlichen Lebensweise“ und der Kenntnis der katholischen Religion erbracht werden. Darüber hinaus wurden Roma- bzw. Sintikinder auch in ungarische Bauernfamilien, welche in anderen Gebieten des Reichs lebten, gegeben. Mädchen sollten im Alter zwischen fünf und zehn, Knaben zwischen fünf und zwölf Jahren bei der Pflegefamilie bleiben, wobei die Pflegefamilie eine jährliche staatliche „Beihilfe“ erhielt. Das Stereotyp der „Kinder stehenden Zigeuner“ hat seinen Ursprung in dieser Bestimmung – jene Roma / Sinti, die versuchten, ihre Kinder aus den Bauernfamilien zurückzuholen, wurden des „Kinderdiebstahls“ bezichtigt (vgl. Rombase: Maria Theresia und Joseph II. Assimilationspolitik im aufgeklärten Absolutismus.). Eine in Eisenstadt aufgewachsene Romni erinnert sich an ihre Schulzeit, als eine Klassenkollegin meinte: *„Zigeuner, das sind die ganz Schlimmen, die packen ja die Kinder in den Korb und tragen sie weg.“* (vgl. Interview J).

Analysiert man die Verordnungen bzw. ihre Auswirkungen, so lässt sich sagen, dass die Umsetzung aller Verordnungen de facto am Geld – und Beamtenmangel der Habsburger scheiterten (vgl. Mayerhofer 1988: 25).

Die Assimilierungsanstrengungen Maria Theresias setzte sich unter ihrem Nachfolger Joseph II. fort und verschärfte sich noch: Roma / Sinti wurden zum Verwenden der Sprache der Mehrheitsgesellschaft sowie zum Tragen der für die Mehrheitsgesellschaft typischen Kleidung gezwungen. Jegliche Versuche, ihre eigene Kultur weiterzuleben wurden mit harten

Strafen geahndet (vgl. Rombase: Maria Theresia und Joseph II. Assimilationspolitik im aufgeklärten Absolutismus.)

Langfristig gesehen gelang die Assimilierungspolitik Maria Theresias bzw. Joseph II. nicht, die Regionen des heutigen Burgenlands (und damaligen Westungarns) ausgenommen, wo die Roma noch heute leben. Die Roma wurden in dieser Region am stärksten assimiliert, auch deswegen, weil viele Romakinder in ihren Pflegefamilien blieben und es so zu einem Bruch in der Traditionsweitergabe kam. Das teilweise „Verschwinden“ der – davor „sichtbaren“ Roma und Sinti zeigte sich beispielsweise in den verwaltungstechnischen Aufzeichnungen dieser Epoche, in welchen von den einst vielen verschiedenen Familiennamen nur einige überblieben – ein Resultat der Namensänderung in „Neubürger“, „Neusiedler“ oder „Neubauer“ (bzw. die Übersetzungen der verschiedenen Namen auf ungarisch) (vgl. Mayerhofer 1988: 24). Es sei aber darauf hingewiesen, dass diese Entwicklung nur für die eben beschriebenen Regionen des heutigen Burgenlands gilt – in anderen Regionen des habsburgischen Reichs widersetzen sich Roma und Sinti erfolgreich jeder Assimilierung (vgl. Rombase: Maria Theresia und Joseph II. Assimilationspolitik im aufgeklärten Absolutismus.).

1.2. Die Situation der Roma / Sinti im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es in Österreich und Ungarn zur vermehrten Einwanderung verschiedener Romagruppen, wie beispielsweise der Lovara-Roma. Die Bestimmungen, nach welchen die ungarischen Gemeinden für die zuziehenden Romagruppen – wenn nötig – zu sorgen hatten, führten dazu, dass die Belastung für die Gemeinden stieg und so auch die ablehnende Haltung der Bevölkerung gegenüber den Roma. Zwangsansiedlungen scheiterten letzten Endes auch an ökonomischen Problemen, da die Gemeinden nicht über entsprechende Ressourcen verfügten (vgl. Rombase: „Zigeunerpolitik“ in Österreich und Ungarn). Die politischen bzw. rechtlichen Bestimmungen verschärfen die ohnehin schon schwierige Lage teilweise noch: Nachdem Österreich Mitte des 19. Jahrhunderts die Abschiebung aller ungarischen Roma aus österreichischen Gebieten beschlossen hatte und Ungarn 1870 Roma die Ausreise verbot, kam es in den Grenzregionen nun schnell zu Spannungen. Da die Dörfer in den betroffenen Regionen den Roma meistens keine Unterkünfte bieten konnten oder wollten, gab man den Roma wertlose Grundstücke außerhalb der Dörfer – dies war der Beginn der am Rande oder außerhalb der Dörfer gelegenen Romasiedlungen (ebd.). Die ohnehin schwierige wirtschaftliche Lage einerseits

und die große Zahl der Roma andererseits führten zu einem Roma-feindlichen Klima bzw. verstärkten selbiges (ebd.).

Weiterhin wurden Register von Roma- und Sintifamilien erstellt, es wurden Alter und Beruf der Personen erhoben (vgl. Mayerhofer 1988: 33). 1888 gab das Innenministerium eine erneute Verordnung zur endgültigen „*Bekämpfung der bestimmungslos herumziehenden Zigeuner und Zigeunerbanden auf dem Boden des heutigen Burgenlands*“ (Mayerhofer 1988: 34) heraus. Nachdem nun ausreichend Gesetzestexte zur (zwangsweisen) Sesshaftmachung der Roma und Sinti vorlagen, konzentrierten sich die Autoritäten in den darauf folgenden Jahrzehnten nunmehr auf deren Registrierung (vgl. Mayerhofer 1988: 35).

Als es im Laufe des ersten Weltkriegs zu einem Mangel an Soldaten kam, wurden auch Roma und Sinti in die Armee eingezogen, untaugliche Männer und Frauen wurden für alle möglichen die Armee unterstützenden Tätigkeiten eingesetzt, wobei sie nicht bezahlt wurden, sondern ihren Lohn in Naturalien erhielten (ebd.).

1.3. Die Zwischenkriegszeit

Mit der Angliederung des Burgenlands an Österreich im Jahr 1921, kamen die auf die Gebiet des ehemaligen „Westungarns“ wohnenden Roma und Sinti nun zu Österreich. Ihre Erfassung und das Verfassen reglementierender Bestimmungen ließen nicht lange auf sich warten: es wurden mit Fotos versehene Personenkarteien angelegt, die Häuser der Roma / Sinti wurden nummeriert und ebenfalls erfasst. Die burgenländische Landesregierung erließ, wie schon Maria Theresia und Joseph II., eine Verordnung, nach der das Umherziehen der Roma / Sinti verboten war und ein Zuwiderhandeln mit Ausweisung oder Abschiebung zu ahnden sei (vgl. Mayerhofer 1988: 37).

Trotz aller Versuche, das Leben für Roma / Sinti möglichst schwierig zu gestalten, gelang es ihnen in der Zwischenkriegszeit (noch), in traditionellen Familienverbänden zusammenzuleben, in welchen Sprache und Kultur weitergegeben werden konnten; wobei Sinti und Lovara größtenteils als Wanderhändler durch Österreich zogen und im Sommer meist als TagelöhnerInnen arbeiteten (vgl. Baumgartner 1995: 117).

Hier wird deutlich, dass sich die Einstellung gegenüber Roma /Sinti seit ihrem Eintreffen in jenen Regionen, die heute Österreich bzw. Westungarn sind, de facto nie wirklich änderte. Die in der Aufklärung aufkommende Roma- bzw. Sinti-feindliche Haltung blieb bestehen, auch wenn die Grade der Umsetzung der Bestimmungen schwankten – je nachdem, wie viel

Ressourcen der / die jeweilige Herrscher/in zur Verfügung hatte. Diese Haltung wird, durch die Verschärfung ökonomischer und sozialer Probleme während der Weltwirtschaftskrise, die die Situation der Mehrheitsbevölkerung und somit auch der Roma, die von den angebotenen Dienstleistungen lebten, Existenz bedrohend. Es kam so zu einer Verschärfung sozialer Konflikte, eine Romni, die sich – erlaubterweise – in einem frei zugänglichen Areal einen Christbaum abschnitt, wurde sogar erschossen, da man sie des Christbaumdiebstahls bezichtigte (vgl. Samer 2001: 14). Die nationalsozialistische Hetzpropaganda nützte diese sozialen Spannungen – ihre von Anfang an Roma-feindliche Politik gipfelte in der Ermordung eines großen Teils der Roma –und Sintibevölkerung Europas im Zweiten Weltkrieg.

Auch Thurner geht davon aus, dass in den prekären ökonomischen und sozialen Verhältnissen der 1930er Jahre bereits eine gewisse „Roma-phobe“ Stimmung erzeugt worden war, welche in Folge von den Nazis benützt und verstärkt wurde (vgl. Thurner 1983: 54).

1.4. Die burgenländischen Roma unter dem nationalsozialistischen Regime

In Deutschland wurden Roma / Sinti bereits 1936, als „asozial“ und „arbeitsscheu“ definiert und kurz darauf in Konzentrationslager eingewiesen (vgl. Steinmetz 1966: 13). Nach dem „Anschluss“ Österreichs ans deutsche Reich wurden die Roma im Burgenland nun genauso gnadenlos verfolgt wie in der deutschen Reichshälfte: 1938 wurde allen Romakindern im Burgenland der Besuch der Schule untersagt. Die Kriminalpolizei, wie auch die SS, fahndeten ständig nach „asozialen, arbeitsscheuen Zigeunern“ in der Region. Dazu muss gesagt werden, dass, aufgrund der verheerenden wirtschaftlichen Lage, die auch im Burgenland, dem zu diesem Zeitpunkt ärmsten Bundesland Österreichs, herrschte, Massenarbeitslosigkeit ein allgegenwärtiges Problem darstellte (ebd.).

Am 13. März 1938 begann der erste Schritt der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik: die vollständige Erfassung der Roma in allen sieben burgenländischen Bezirkshauptstädten (vgl. Mayerhofer 1988: 44). Bereits im Juni 1938 wurden die ersten Gruppen burgenländischer Roma (ausschließlich Männer) in die Konzentrationslager Dachau und Buchenwald transportiert, ausgenommen jene, die als Erntehelfer arbeiteten. Für Roma und Sinti typische Berufe wurden als „arbeitsscheu“ oder „asozial“ eingestuft, wie etwa das Betreiben eines Wanderhandwerks, Hausieren und Musizieren (erstere sogar als „Vagabunden“). Ab Juli 1938 arbeiteten burgenländische Roma ausschließlich in von anderen ArbeiterInnen getrennten Gruppen. Im Sommer 1939 wurden hunderte Frauen, Männer und

Kinder in die Konzentrationslager Dachau und Ravensbrück abtransportiert (vgl. Steinmetz 1966: 14).

Tobias Portschy war ab den späten 1930er Jahren die zentrale Figur der Verfolgung der Roma im Burgenland. Portschy war schon vor dem „Anschluss“ illegaler Gauleiter des Burgenlands, als Österreich im März 1938 als Ostmark an das deutsche Reich angegliedert wurde, erließ er als eine seiner ersten Amtshandlungen ein allgemeines Schulverbot für Romakinder. Seine 1938 veröffentlichte Denkschrift über die burgenländischen Roma bildete die Grundlage für das Vorgehen nationalsozialistischen Vernichtungspolitik (vgl. Rombase: Kriminalpolizeiliche und „rassenkundliche“ Erfassung der „Zigeuner“).

Allgemein muss gesagt werden, dass *„die Verfolgung der Roma und Sinti wesentlich unkoordinierter [verlief], als dies bei der jüdischen Bevölkerung der Fall war“* (ebd.). So waren bis 1943 Roma und Sinti noch Teil der Wehrmacht, gleichzeitig ermordete dieselbe Wehrmacht Roma und Sinti im Osten während weitere Tausend in Konzentrationslagern vernichtet wurden (ebd.).

Ein weiterer zentraler Schritt der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik war die Errichtung des Lagers Lackenbach im Bezirk Oberwart, in welches ab November 1940 ausschließlich Roma- und Sintifamilien gebracht wurden. Ein Jahr später, im November 1941, begann der Abtransport von insgesamt 2.000 in Lackenbach gefangen gehaltenen Personen ins Konzentrationslager Łódź, das keine einzige Person überlebte (vgl. Mayerhofer 1988: 49). Die zu dieser Zeit für die deutsche Wehrmacht kämpfenden Roma wurden aus der Armee entlassen und ebenfalls ins Lager Lackenbach eingewiesen (vgl. Steinmetz 1966: 14). Die Besetzungszahl des Lagers, das offiziell der Kriminalpolizei Wien unterstand, was in Hinblick auf die Entschädigungsleistungen noch eine Rolle spielen wird, lag zwischen 570 und 2000 (!) Personen. Eine Flecktyphusepidemie im Jänner des Jahres 1942 raffte 200 Menschen dahin. Mit der Ankunft der aus der Armee entlassenen Soldaten verschlechterten sich die Zustände im Lager erheblich und waren nun genauso katastrophal wie in den großen Konzentrationslagern (vgl. Mayerhofer 1988: 45ff.).

Im Frühjahr 1943 veranlasst das Reichssicherheitshauptamt den so genannten „Auschwitz-Erlass“ an mehrere Kripoleitstellen, welcher auch den *„Kampf gegen das Zigeunerunwesen“* (Steinmetz 1966: 15) zum Ziel hat – hiermit wurden alle noch lebenden Roma / Sinti in die Konzentrations- und Vernichtungslager eingewiesen.

Während des nationalsozialistischen Regimes wurden 2900 österreichische Roma nach Auschwitz deportiert, die Häuser der Deportierten wurde umgehend geplündert und – nach Anordnung der lokalen Behörden – anschließend zerstört. Die Roma sollten „aus dem Gedächtnis gestrichen werden“ (Freund et al. 2004: 147, zit. nach Haupt 2006: 144). Der damaligen Oberwarther Bürgermeister ordnete die vollständige Zerstörung der Häuser der deportierten Roma an und meinte, dass auch die „Ortsbezeichnungen möglichst bald aus dem Sprachschatz der Bevölkerung verschwinden sollten“ (ebd.).

1.5. Die Situation der österreichischen Roma nach Ende des nationalsozialistischen Regimes

Die Verfolgung der Roma / Sinti im Nationalsozialismus hatte die gemeinschaftlichen Strukturen der Roma de facto vollständig zerstört. Von jenen vor der nationalsozialistischen Verfolgung und Ermordung in Österreich lebenden 11.000 Roma überlebten nur 1.500 bis 2.000 (!) Roma die Konzentrations- und Vernichtungslager, 9.500 Roma waren ermordet worden (Baumgartner / Freund 2003: 93, Baumgartner / Freund 2004: 39, zit. nach Haupt 2006: 146).

Betrachtet man jene burgenländischen Dörfer, in welchen die Roma vor ihrer Deportierung gelebt hatten, so wurden zwischen einem Drittel und der Hälfte der dort ansässigen Roma ermordet. Die wenigen Überlebenden, die nach der Befreiung der Konzentrationslager in ihre Dörfer zurückkehrten, waren zumeist mit der Situation konfrontiert, keinerlei Wohnraum zu haben. Ihre Häuser, Hütten etc. waren – wie eben erwähnt – meistens zerstört, manchmal auch an andere Gemeindemitglieder verkauft worden. Oft hatten die entsprechenden Gemeinden nicht mehr mit der Rückkehr der Roma gerechnet. Überhaupt kam es in der Nachkriegszeit zu keiner wirklichen Veränderung der Einstellung der Autoritäten bzw. Behörden im Bezug auf die Roma (vgl. Thurner 1983: 220).

Erika Thurner, eine der ersten WissenschaftlerInnen, die sich mit der Verfolgung der Roma im NS-Regime beschäftigte, meint zur Situation der Roma im Nachkriegs-Österreich folgendes:

„Die Nachkriegsgesellschaft, zumindest ihre Mehrheit, hatte wenig Interesse daran, dieser verfolgten Minderheit gegenüber Schuld zuzugeben und ein Zeichen der Verständigung zu setzen.“ (Thurner 1983: 220f.)

Diese Einstellung manifestierte sich auf den unterschiedlichsten Ebenen – auf dörflicher Ebene sahen sich die zurückgekehrten Roma mit derselben Diskriminierung und Ausgrenzung konfrontiert, welcher sie schon vor der Verfolgung durch das NS-Regime ausgesetzt gewesen

waren, sie mussten sich wiederum an den Ortsrändern oder in außerhalb der Dörfer gelegenen Siedlungen niederlassen – im Burgenland wurden ihnen wiederum Grundstücke außerhalb des Orts oder am Ortsrand zugeteilt – es kam zu einer erneuten Ghettoisierung (vgl. Thurner 1988:59). Überhaupt lagen die Wohnverhältnisse der Roma weit unter dem Niveau der Mehrheitsbevölkerung – in Bezug auf die Qualität der Wohnungen und Häuser burgenländischer Roma lässt sich sagen, dass jene mit einer *„rund zwanzigjährigen Verspätung die durchschnittlichen Ausstattungsstandards burgenländischer Wohnungen und Häuser des Jahres 1959 erreichten“* (Baumgartner 2004: 141). Im Gemeindekataster Unterwarts wurde sogar wieder – wie bereits vor dem Zweiten Weltkrieg – ein Sonderkataster für Roma angelegt (vgl. Thurner 1988: 60).

Auf rechtlicher bzw. staatlicher Ebene begegneten die Roma ebenfalls ablehnenden Haltungen: Jene Haltung der Behörden in Hinblick auf die aus den Konzentrationslagern heimgekehrten Roma / Sinti wird durch die Tatsache deutlich, dass vor *„Zigeunern, ,die sich als KZler ausgeben“* (Thurner 1983: 77) gewarnt wurde. Die Behörden weigerten sich beispielsweise, entsprechende Amtsbescheinigungen, also behördliche Papiere, die KZ-Internierten ihre Gefangenschaft attestierten, an Roma auszugeben.

Roma wurden also nicht als „rassisch Verfolgte“ anerkannt und erhielten somit keinerlei Entschädigungszahlungen aus den Opferfürsorgefonds. Im Gegenteil – 1948 gab das Innenministerium sogar noch einen Erlass *„gegen das Zigeunerunwesen“* heraus (vgl. Baumgartner 1995: 113). Da die Haltung der Behörden in den Roma-Gemeinschaften ja bekannt war, versuchten viele Roma erst gar nicht, entsprechende Ansuchen zu stellen, da sie aufgrund der Roma-feindlichen Einstellung der Behörden ohnehin keine Möglichkeiten zur Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus sahen. Überhaupt waren große Teile der betroffenen Roma von jeglicher Entschädigung durch das Opferfürsorgegesetz ausgeschlossen. Die ehemaligen Internierten des Lagers Lackenbach waren überhaupt von jeglicher Entschädigung ausgeschlossen, da das Lager der Kriminalpolizei und nicht der SS unterstand.

Ein weiterer Grund, warum Roma keine Entschädigung für ihre Leiden unter dem NS-Regime forderten, war ihre Angst vor einer neuerlichen Registrierung, weshalb sie sich erst gar nicht an die entsprechenden Behörden wandten. Schließlich war die lückenlose Registrierung der Roma / Sinti durch die Nazis der erste Schritt zu ihrer Erfassung und anschließenden Ermordung gewesen. Des Weiteren wurden die Aussagen von Roma und Sinti sehr oft

angezweifelt – ÄrztInnen fungierten als GutachterInnen oder arbeiteten weiterhin als AmtsärztInnen, die zuvor für die Nazis gearbeitet hatten (vgl. Thurner 1983: 220). Die von den Roma aufgrund ihrer Internierung erlittenen gesundheitlichen Schäden wurden teilweise grob heruntergespielt, physisch stark beeinträchtigten Personen wurden sogar Arbeitsfähigkeitszeugnisse ausgestellt (vgl. Thurner 1983: 220). Ein besonders krasses Beispiel dieser Geisteshaltung war die Nichtanerkennung von Zwangssterilisierungen als Gesundheitsschaden (vgl. Thurner 1983: 82).

Die Situation war allgemein so, dass viele Autoritätspersonen in ihren Positionen verblieben waren: Personen mit administrativen Funktionen wie Gemeindeangestellte, PolizistInnen, AmtsärztInnen etc. blieben in vielen Gemeinden auf ihren Posten. Die zurückgekehrten Roma mussten sich mit eben jenen Menschen auseinandersetzen, die davor für das NS-Regime gearbeitet hatten.

Jene Roma / Sinti, welche die nationalsozialistischen Konzentrationslager überlebt hatten, waren angesichts der feindlichen Haltung der Mehrheitsgesellschaft bei ihrer Rückkehr zu einer weitgehenden Anpassung an die Kultur der Mehrheitsgesellschaft gezwungen. Folgen waren die Entfremdung von der eigenen Kultur und den eigenen Traditionen. Dennoch entgingen sie der Diskriminierung durch die Mehrheitsgesellschaft und auch durch die österreichischen Behörden nicht.

Überhaupt ist es fraglich, inwieweit eine solche – von der Mehrheitsgesellschaft gewünschte - Assimilierung in kleineren Dörfern oder Städten möglich war, wo schon aufgrund des tagtäglichen Kontaktes der BewohnerInnen, des Familiennamens oder der Wohnadresse klar war, wer Rom / Romni bzw. Sinto / Sintiza war.

Eine Mitarbeiterin des Verein Roma aus Oberwart meint zu diesem Thema: *„Bei uns is halt wirklich so, wennst anders ausschaust, bist ein Roma. Das is einfach so.“* (Interview C).

Die Überlebenden des Holocaust befanden sich nach ihrer Rückkehr in ihre ehemaligen Dörfer in einer Situation, in welcher sie selbst bei Assimilierung nur schwer bzw. kaum der Diskriminierung durch die Mehrheitsbevölkerung entgingen.

1.5.1. Exkurs: Problematik der Entschädigung der Internierten des Lagers Lackenbach

Die Anerkennung der im so genannten „Zigeunerlager“ Lackenbach internierten Roma als Opfer gestaltete sich aufgrund der Tatsache, dass das Lackenbacher Lager offiziell der Kriminalpolizei unterstand und die im Lager beschäftigten KriminalpolizistInnen, sowie Gendarmen und ReservepolizistInnen keine SS-Angehörigen waren, sehr schwierig (vgl. Thurner 1983: 173).

Die Behörden befürchteten bei einer Ausweitung der Definition des Begriffs „Konzentrationslager“ auf Lager wie beispielsweise Lackenbach, dass sie mit einer Unzahl an neuen Entschädigungsanträgen konfrontiert würden.

Außerdem überlegten die offiziellen Stellen, wie man jene zu diesem Zeitpunkt in Österreich lebenden, „staatenlosen“ Roma / Sinti außer Land schaffen könnte – die meisten Roma und Sinti galten zu diesem Zeitpunkt als staatenlos (vgl. Thurner 1983: 77).

Ein weiteres zentrales Problem bei der Anerkennung als rassistisch Verfolgte waren jene Bestimmungen, nach welchen Personen, die Straftaten verübt hatten, grundsätzlich vom Opferfürsorgegesetz ausgeschlossen waren. In der Praxis fielen in diese Kategorie der „Straffälligen“ aber auch Menschen, die in Konzentrationslagern als „asozial“ eingestuft waren (was nicht bedeutet, dass sie vor dem Transport in das KZ tatsächlich straffällig gewesen waren). Des Weiteren waren viele für die Lebensweise der Roma typische Verhaltensweisen wie das Vagabundieren in den 1930er Jahren bzw. während des Nazi-Regimes als kriminell bezeichnet worden – was viele Roma vor dem Gesetz zu Kriminellen machte, ohne, dass sie tatsächlich kriminelle Handlungen begangen hätten. Die Bestimmungen, wer aufgrund seiner „kriminellen“ Taten nun vom Opferfürsorgegesetz ausgeschlossen würde, wurden später jedoch abgemildert. So wurden manche Vorstrafen für „unerheblich“ erklärt (vgl. Baumgartner 2004: 76).

Erst 1961, mit der zwölften Opferfürsorgenovelle, entstand eine rechtliche Grundlage für die Ansprüche ehemals inhaftierter Roma und Sinti auf Entschädigung (allerdings nur eine einmalige Zahlung), ein Rentenanspruch konnte erst im Jahr 1988 (!) durchgesetzt werden, also über vierzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs (vgl. Thurner 1983: 83).

Vor 1995 erhielten Roma / Sinti keinerlei Entschädigung für entwendetes Geld, Schmuck oder Immobilien aus staatlichen Fonds. Danach kamen einigen Roma / Sinti jedoch Zahlungen aus dem „Fonds für die Opfer des Nationalsozialismus“ zugute (es wurde max. 70.000 Schilling, also rund 5.090 Euro ausgezahlt) (vgl. Baumgartner 2004:70). Einige Roma

hatten vor der NS-Zeit Grundbesitz im Burgenland besessen, welcher, nachdem die Roma von den Behörden als „asozial“ und „rassenfremd“ klassifiziert worden waren, enteignet wurde und ins Eigentum des (damaligen) „deutschen Reiches“ fiel (vgl. Baumgartner 2004: 123ff.).

Ein sichtbares Zeichen für die späte Anerkennung der an Roma und Sinti verübten Gräueltaten erfolgte am 6. Oktober 1984 mit der Errichtung der Gedenkstätte für die Opfer des Lagers Lackenbach (vgl. Baumgartner 1995: 114).

1.5.2. Psychosoziale Auswirkungen der Verfolgung unter dem nationalsozialistischen Regime

Die familiären Netzwerke der Roma / Sinti waren durch den Massenmord in den Konzentrationslagern stark geschwächt worden, beinahe die gesamte ältere Generation war ermordet worden, was die Traditionsweitergabe natürlich erheblich erschwerte, de facto unmöglich machte (vgl. Thurner in: WIDEE 1993: 322f.). Familiennetze waren kaum mehr vorhanden, von manchen Großfamilien überleben nur eine oder zwei Personen, die Familien lebten sehr zerstreut, es kam also zu einer starken Identitätserschütterung (ebd.). Neben diesen Problemen der Aufrechterhaltung der eigenen Familienstrukturen und –netze, wirkte sich natürlich auch die neue Wirtschafts- und Erwerbsstruktur stark auf die Lebensverhältnisse der Roma aus. Jene früher von Generation zu Generation weitergegebenen Berufe hatten auf dem Arbeitsmarkt nun keinen Platz mehr, die ökonomischen Entwicklungen, die sich bereits mit der Jahrhundertwende angekündigt hatten, führten weiterhin zu einem Verschwinden „typischer“ Roma / Sinti - Tätigkeiten bzw. Tätigkeitsfelder (vgl. Thurner 1983: 221). Die Roma waren mit einer sich rasant verändernden ökonomischen Situation konfrontiert – eine Situation, die sich allerdings schon nach dem ersten Weltkrieg abzeichnete – in welcher ihre traditionell angebotenen Dienstleistungen nicht mehr gefragt waren (obwohl nach 1945 sehr wohl noch einzelne Roma als MarktfahrerInnen und mobile – von Haus zu Haus ziehende - VerkäuferInnen tätig waren) (vgl. Stojka 1988: 144).

Eine weitere wichtige Rolle spielte die Gesetzgebung, welche die Roma am Ausleben ihrer ursprünglichen Lebensweise hindern wollte. Thurner meint hierzu: „*Die für die Lebensweise vieler Roma / Sinti typischen Verhaltensweisen wurden geahndet, kriminalisiert, oder zumindest diffamiert.*“ (Thurner 1993: 319). Die systematische Kriminalisierung der Lebensweise der Roma und Sinti setzte sich in der Zweiten Republik also fort.

Neben diesen gesetzlichen Bestimmungen zu Handel und Gewerbe waren Roma und Sinti auch weiterhin den verschiedensten Diskriminierungen ausgesetzt: Personalien und Papiere von Roma wurden besonders oft kontrolliert. Ihre traumatischen Erlebnisse setzten sich fort, beispielsweise gingen die Behörden übertrieben hart vor, wenn Roma / Sinti beim Hausieren ohne Gewerbeschein angetroffen wurden, wie ein in Erika Thurners Artikel beschriebenes Beispiel zeigt: Sowohl Ware als auch Auto (!) wurden sofort beschlagnahmt (vgl. Thurner 1994: 85). Nebenbei bemerkt zeigte sich diese Angst vor einer erneuten Verfolgung beispielsweise im Wunsch der Roma und Sinti nach einem starken Auto, womit man zumindest schnell flüchten könnte (vgl. Thurner 1994: 91).

Die Pendelwanderungen aus den Dörfern in die Städte führten allgemein zu einer Destabilisierung der dörflichen Strukturen, was wiederum die gesellschaftliche Basis der Roma / Sinti schwächte (vgl. Baumgartner 2004: 197). Viele im Burgenland lebenden Roma nutzen den wirtschaftlichen Aufschwung der 1960er und 70er Jahre und die damit entstandene Nachfrage nach Arbeitskräften, um in Wien und anderen größeren Städten Arbeit und auch Anonymität zu suchen und ihre bis dahin nur als diskriminierende Roma-Identität hinter sich zu lassen – soweit das bei einer ethnischen Identität eben möglich ist - indem sie sich (teilweise) als GastarbeiterInnen aus südosteuropäischen Ländern ausgaben. Einige hatten bereits nach Kriegsende Namensänderung vornehmen lassen (vgl. Thurner 1983: 60f.).

Aufgrund schlechter gesamtgesellschaftlicher Integrationsmöglichkeiten und einer damit verbundenen starken Binnenorientierung ihrer Lebensweise reagierten Roma und Sinti defensiv auf die im Laufe des 20. Jahrhunderts erfolgten Veränderungen, die sowohl sozioökonomischer als auch politischer Art waren. Sie führten oft ein Leben „im Verborgenen“ und flüchteten in die Anonymität (vgl. Thurner in: WIDEE 1993: 318f.). Diese Situation spiegelt sich auch im „Wir leben im Verborgenen“ betitelten Buch von Ceija Stojka wider. Sie selbst hatte als Kind die Konzentrationslagern Auschwitz-Birkenau, Ravensbrück und Bergen-Belsen überlebt.

Thurner fasst die Probleme der Roma zu folgenden zentralen Punkten zusammen:

Die meisten Roma versuchten in größeren Städten als „NormalbürgerInnen“ unterzutauchen, allerdings konnten die wenigsten jene ihr Außenseiterbewusstsein bestimmende ethnische

Herkunft in eine positive Ressource verwandeln. Roma blieben weiterhin eine soziale Randgruppe anstatt als kulturelle Minderheit gesehen zu werden bzw. sich selbst als solche zu sehen. Genauso wenig konnte ihre schlechte ökonomische Lage verbessert werden (vgl. Thurner 1988: 65).

Die Kultur der Roma war einer weiteren Zersetzung ausgesetzt – die „übrig gebliebenen“ Aspekte dienten vor allem der Abgrenzung zur Mehrheitsgesellschaft – Identitätsstiftung erfolgte also größtenteils über das „Anderssein“, das „Nicht-Gadje“-Sein³. Pintér meint dazu, das Ethnische an sich sei nur mehr ein „Abgrenzungsmerkmal“ gegenüber der Mehrheitsgesellschaft, auch wenn es selbst inhaltsleer geworden ist (vgl. Pintér 1988: 281).

Wie wirkten sich diese Veränderungen im Alltagsleben der Roma (Ende der Wandergewerbetätigkeit, Destabilisierung bzw. teilweises Auflösen der traditionellen Familienverbände) nun auf ihr Zugehörigkeitsgefühl zu ihrer ethnischen Gruppe bzw. auf ihre persönliche Identität aus? Nach Supper werden periphere Gruppen in der Postmoderne aufgrund ihres Mangels an psychosozialen, ökonomischen Ressourcen aus der Gesellschaft ausgegrenzt, was wiederum zu einer Identitätsverminderung, wenn nicht sogar zum Verlust derselben führen kann (vgl. Supper 1999: 32). Weitere mögliche Reaktionsmuster sind die Wiederaufnahme bereits bekannter Feindbilder oder auch eine gewisse „Rückbesinnung“ auf ethnische Inhalte. Thurner beschreibt in ihrem Text über die spezifisch weibliche Komponente von Ethnizität zwei gegenläufige Entwicklungen (allerdings wurde der Text vor der Anerkennung der Roma / Sinti als Volksgruppe verfasst): Einerseits werden sowohl Mehrheits- als auch Minderheitsgesellschaft immer stärker homogenisiert, andererseits kommt es im Umfeld mancher Minderheiten zu sog. „ethnic revivals“ (vgl. Thurner in: WIDEE 1933: 342).

Als Beispiel für ein sozusagen „gerettetes“ Element der für Roma / Sinti „typischen“ Lebensweise können jene in den Sommermonaten organisierten Familientreffen gesehen werden, wo miteinander verwandte oder befreundete Familien auf Bauernhöfen zusammentreffen. Jene Bauern wollen auf diesen Zuverdienst nicht verzichten und auf Campingplätzen werden die Roma / Sinti als Gruppe oft (weiterhin) nicht akzeptiert. Reisen besteht also weiterhin als ein Symbol der Freiheit (vgl. Thurner 1994: 92). Jedoch hat diese

³ „Gadje“ bezeichnet alle Personen, die nicht Roma/Sinti sind.

„Kultur des Reisens“ auch stets ihre Kehrseite: Ein Mitarbeiter des Kulturvereins österreichischer Roma meint zu diesem Bild der Roma als „wanderndes“ Volk“:

„Warum wird man so zum ‚Nomaden‘? Aus wirtschaftlicher, aus kultureller oder auch aus Verfolgung heraus seine Heimat zu verlassen. (...) Man musste über den Sommer schauen, dass man irgendeinen Job bei den Bauern oder durch Verkaufen, durch Sammeln von Waldfrüchten oder Kräutern, die man dann wieder verkauft hat oder eingetauscht hat, gegen Lebensmittel, oder kurzfristig in der Landwirtschaft irgendwo gearbeitet, um für den Winter Lebensmittel zu haben.“ (Interview F)

Reisen nur als Symbol für Freiheit zu sehen würde meiner Meinung nach Ursache und Wirkung verkennen: die (halb-)nomadische Lebensweise der Roma und Sinti war immer auch eine Reaktion und Notwendigkeit innerhalb einer Gesellschaft, die ihnen keine anderen Erwerbsmöglichkeiten als Nischengewerbe ließ. Dass diese – anfangs – materielle Notwendigkeit im Laufe der Zeit (vielleicht) ein Element der Roma / Sinti – Identität wurde, ist natürlich möglich. Außerdem sollten diese Versammlungen in ihrem gesamtgesellschaftlichen Kontext gesehen werden: *„Das soziokulturelle Leben im größeren Familienverband reduziert sich auf eine kleine Zeitspanne und urlaubsähnliche Erlebnissphäre.“* (Thurner 1994: 96). In einem anderen Artikel ergänzt Thurner diesen Aspekt: Nicht das temporäre Wohnen auf Campingplätzen, oder Umherziehen usw. gibt Roma / Sinti ein Gefühl von Freiheit, sondern vielmehr die *„Stärke und Geborgenheit in der Gruppe - und die Erinnerungen an das frühere Leben, das an die Jungen weitergegeben wird.“* (Thurner 1993: 326). Die Zusammenkünfte gaben und geben den Roma / Sinti das Gefühl kultureller Kontinuität, nachdem ihre Identität auf dem „Weg in die Moderne“ schon viele Zugeständnisse machen musste, bedenkt man die Veränderungen der Familien- und Gruppenstrukturen.

1.6. Veränderung in der Einstellung zu Roma / Sinti

Zu einer Veränderung des öffentlichen Bewusstseins in Bezug auf die Diskriminierung der Roma kam es laut Baumgartner im Laufe der 1960er Jahre – zu dieser Zeit wurden Roma / Sinti stärker von der Mehrheitsgesellschaft akzeptiert (vgl. Baumgartner 2004: 65). Parallel dazu kam es in der Politik der Jahre 1970 - 1977 zu einer Wende in der Minderheitenpolitik: Minderheitenfragen und -angelegenheiten wurden nun als Demokratiefragen gesehen, deren Lösung die Aufgabe einer funktionierenden Politik sei (vgl. Baumgartner 2004: 197). Die politischen Entwicklungen in diesem Kontext werden im Kapitel über die Entstehung des „Verein Roma“, des ersten Romavereins Österreichs noch dargestellt.

Das Errichten von Gedenktafeln an jenen Orten, wo Roma und Sinti gelebt hatten bzw. von wo sie deportiert wurden, scheint mir ein weiteres klares Symbol für die – wenn auch langsam – voranschreitende Auseinandersetzung der Mehrheitsgesellschaft mit der Geschichte dieser Minderheit bzw. mit den während des Nationalsozialismus an Roma und Sinti verübten Verbrechen. Mitterweile gibt es in Mattersburg, sowie in den südburgenländischen Orten Kleinbachselten (Gemeinde Mischendorf), Großpetersdorf und Neudörfl Gedenktafeln. In Kemetten wurde die Errichtung einer solchen Gedenktafel im Jahr 2003 durch Gemeinderatsbeschluss abgelehnt – es bleibt nur zu hoffen, dass sie eines Tages doch noch angebracht wird (vgl. Zuber 2004; 57f., zit. nach Haupt 2006: 150).

1.7. In Österreich lebende Romagruppen

Grundsätzlich können in Österreich zwei verschiedene Gruppen von Roma unterschieden werden: Jene seit der erzwungenen Sesshaftmachung durch Maria Theresia im Burgenland lebenden Roma, sowie jene während der 1960er und 1970er Jahre bzw. der bis heute – wenn auch weit schwächeren – anhaltenden Arbeitsimmigration nach Österreich eingewanderten Roma, die größtenteils in Wien wohnen. Erstere sind nun schon seit etwa zwei- bis dreihundert Jahren auf österreichischem Boden sesshaft (vgl. Thurner 1983: 50). Ohne den Ergebnissen der empirischen Studie vorzugreifen, soll hier angemerkt werden, dass – wie auch bei Nicht-Roma oder bei anderen Minderheiten angehörenden Individuen – nicht von einem „einheitlichen“ Selbstbild innerhalb der Volksgruppe der Roma ausgegangen werden kann. So unterschiedlich die Biographien der einzelnen Roma bzw. Romnia sind, so unterschiedlich ist ihr Verhältnis zu ihren ethnischen Wurzeln und zu ihrer Roma-Identität. Auch Baumgartner und Freund merken an:

„Es ist durch nichts zu beweisen, dass alle Mitglieder dieser Personengruppe heute im Jahr 2001 von ihrer Abstammung aus dieser Gruppe wissen, sich ihrem eigenen Verständnis nach als Angehörige dieser Gruppe betrachten oder gar die Sprache der Burgenland-Roma sprechen. Die persönliche Identität der einzelnen Personen hängt vielmehr von mehreren Faktoren ab, auf die diese Personen selbst zum Teil keinen Einfluss haben.“ (Baumgartner / Freund 2003: 95, zit. nach Haupt 2006: 65).

Fremdbilder über Roma und Sinti

1.8. Das Stereotyp

Die Mehrheitsbevölkerung des jeweiligen Immigrationszieles interessierten sich immer für die Herkunft der Roma / Sinti – die verschiedensten Vermutungen über ihr Herkunftsland waren auch integraler Bestandteil des „Mythos“ Roma / Sinti. Bereits Cornerus, ein Dominikanermönch, welcher eine Chronik vom „Beginn der Menschheit“ bis zum Jahr 1453 verfasste, begann die Suche nach den Gründen für die Wanderung der Roma / Sinti. Seiner Theorie zufolge war der Grund für das *„Umherstreifen und Reisen der Zigeuner darin zu suchen, daß sie vom Glauben abgefallen seien und sich dem Heidentum wieder zugewandt hätten: So hätten ihre Bischöfe ihnen eine siebenjährige Bußfahrt in der Fremde auferlegt, und dies sei der Grund für ihr Wanderdasein“* (Gronemeyer / Rakelmann 1994: 15). Die Roma / Sinti übernahmen ihrerseits dieses Fremdbild vom büßenden Christen um ihr Betteln zu „legitimieren“: *„Wir sind Christen, wenn auch sündige, und haben deshalb eure Duldung und eure Caritas verdient.“* (Gronemeyer / Rakelmann 1994: 16). Wie schon im historischen Abschnitt dieser Arbeit erwähnt, kam es im 17. Jahrhundert durch die Aufklärung zu einem wichtigen Wendepunkt im Verhältnis der europäischen Mehrheitsgesellschaft zu den Roma / Sinti: aus den legitimen EmpfängerInnen von Almosen (vgl. Gronemeyer / Rakelmann 1994: 19) wurde der / die kriminalisierte Rom / Romni bzw. Sinto / Sintiza, welche einer repressiven „Sozial-“ bzw. „Armenpolitik“ untergeordnet werden „mussten“ (wobei „Sozialpolitik“ im weitesten Sinn zu verstehen ist – zu dieser Zeit existierte in den meisten Ländern / Regionen Europas kaum eine „Sozialpolitik“ im heutigen Sinn). Es entstand die Idee, Roma / Sinti seien nun einer Disziplinierung zum „arbeitsfreudigen“ Individuum zu unterziehen (ebd.). Bereits hier zeigt sich der Assimilierungsgedanke, nach welchem Roma / Sinti ihre eigene Kultur ablegen müssen, um sich in eine „abendländische“, „europäische“ „integrieren“ zu „dürfen“ (vgl. Gronemeyer / Rakelmann 1994: 20). Die unbekannte oder in weit entfernten Ländern vermutete Heimat war nicht der Grund für die gesellschaftliche Randlage der Roma und Sinti, sondern der Umstand, dass sie *„die Anforderungen der Neuzeit an die untersten Klassen verweigerten – abhängige Arbeit und sesshafte Untertänigkeit“* (Hund 1996: 22). So wurden während der Aufklärung das Bild der Roma und Sinti gezeichnet, nachdem sich ihr (halb-) nomadischer Lebensstil nicht aus politischen oder ökonomischen Umständen ergab, sondern lediglich auf ihren „Wandertrieb“ oder andere für

ihren Lebensstil „typischen“ Verhaltensweisen zurückzuführen sei. Diese Logik des „angeborenen“ Verhaltens setzte sich immer mehr durch und wurde zu einer fixen Vorstellung (vgl. Hund 1996: 25). Grellmann, der in Göttingen, der wichtigsten deutschen Universität im Geist der Aufklärung, seine Studien zu Roma / Sinti und deren angeblich „rassisch“ bedingten Verhaltensweisen begann, beschrieb sie als Menschen, die sich durch keinen äußeren Einfluss je verändert hätten und sieht die einzige Möglichkeit, diese Gruppe(n) doch noch „umzuerziehen“ darin, dass sie „’aufgehört hat, Zigeuner zu seyn’“ (Grellmann 1783: 140, zit. nach Ufen 1996: 76) In anderen Worten spricht Grellmann hier von der vollständigen kulturellen Assimilierung der Roma/Sinti. Diese Idee der „*mutwillig in der Entwicklung zurückgebliebenen Gruppierungen des Menschengeschlechts*“ war Teil der aufklärerischen Ethik (ebd.).

Im Gegensatz dazu wurden Roma und Sinti im Romantizismus zu einem Gegenbild zur bürgerlichen kapitalistischen Ethik: alle Werte und Einstellungen, die jenen der Aufklärung zuwiderliefen, wurden als rückständig und unterentwickelt gesehen, die Roma / Sinti zu „wesensmäßig“ andersartigen, dem aufklärerischen Geist komplett entgegen gesetzten Wesen stilisierten. Die Ideologie, dass „*Herrschaft und Entfremdung als unabdingbar für die Errungenschaften der Zivilisation*“ sei, setzte sich durch. So stellten die überaus schwierigen und zumeist sehr armen Lebensverhältnisse der Roma / Sinti ein (willkommenes) Beispiel für eine Gruppe dar, die sich dem bürgerlich-kapitalistisch-aufklärerischen Ideal nicht beugen wollten (vgl. Hund 1996: 55f.).

Die Aufklärung und der spätere Calvinismus setzten sich also zum Ziel, die Roma / Sinti zu „funktionierenden“, assimilierten Menschen zu formen – diese Sichtweise zieht sich durch die europäische Geschichte bis zu der Roma - / Sinti - Politik im habsburgischen Reich, welche bereits beleuchtet wurde. Im Romantizismus wurde den Roma / Sinti immerhin seitens der KünstlerInnen eine gewisse Achtung entgegengebracht – nach dem Ideal der Übereinstimmung von Körper und Geist wird ihre (von der Künstlerwelt als natürlich empfundene) Schönheit als Ausdruck einer ehrenwerten innerlichen Verfasstheit interpretiert (vgl. Hohmann 1980: 51f.). KünstlerInnen projizierten also jene in der bürgerlichen Welt verpönten Ideen wie Ungebundenheit, Sinnlichkeit, Spontaneität, Natürlichkeit und Naturverbundenheit in die Lebensweise der Roma / Sinti (ebd.). Hohmann schließt seine Beschreibung mit der Vermutung, dass die totale Abwehr aller mit den Roma / Sinti in Verbindung gebrachten Muster „*ein Beispiel für mangelndes bürgerliches Selbstbewusstsein und Selbstverständnis*“ sei – die BürgerInnen ordneten jene in ihrer Weltsicht missbilligten

Ideen der Lebensweise der Roma und Sinti zu, letztere wurden für diese Fremdprojektionen gleichzeitig verurteilt und waren den verschiedensten „Disziplinierungsversuchen“ ausgesetzt, welche wiederum durch ihre – in den Augen der „Normal“-BürgerInnen – „moralische Verwerflichkeit“ gerechtfertigt werden konnte (vgl. Hohmann 1980: 64).

Diese nie enden wollenden Versuche, Roma und Sinti zu assimilieren bzw. die stete Abneigung der Mehrheitsgesellschaft für ihre Kultur gipfelte im letzten Jahrhundert in der schlimmsten und drastischsten Verfolgung der Roma / Sinti im Nationalsozialismus, wobei sozioökonomische Faktoren natürlich stets eine wichtige Rolle gespielt haben: Je schlechter die ökonomische und somit je konfliktträchtiger die soziale Situation in einem Land war, desto eher waren Roma und Sinti, Minderheiten allgemein, von Diskriminierung, Verfolgung und Zwangsassimilierung betroffen. Der Umstand, Teil dieser gewissen „Schicksalsgemeinschaft“ der stets Diskriminierten, Verfolgten zu sein, solidarisiert(e) Roma / Sinti mit anderen diskriminierten Gruppen wie Juden / Jüdinnen, IndianerInnen, GastarbeiterInnen, Schwarzen etc. (vgl. Eder 1994: 146.)

In Österreich sind einige hervorragende und sehr erfolgreiche MusikerInnen Roma, allerdings verbergen sie ihre Roma-Identität oft, sobald sie den sozialen Aufstieg geschafft haben (vgl. Hemetek 1994: 169). Mein Interview mit einem Mitarbeiter des Kulturvereins österreichischer Roma bestätigte: *„Es hat eine Zeit sogar gegeben, wo sie [zwei erfolgreiche österreichische Roma-Musiker, Anm.] uns sogar ‚angedroht‘ haben, wir sollen sie nicht erwähnen, wir sollen’s in Ruh lassen, sie wollen damit nix zu tun haben. Die haben sich assimiliert. Nicht Integration, das is ja ganz super.“* (Interview F).

Diese Entwicklung dürfte in den letzten Jahren allerdings zurückgehen, da ethnische Musik, wie auch Balkan- und „Roma-Musik“ immer beliebter und teilweise auch schon Teil der Mainstream-Musik werden, wobei man natürlich nicht von der *einen* Roma-Musik sprechen kann – wie alle Musikgenres ist auch sie sehr facettenreich und stark durch den / die jeweiligeN InterpretIn geprägt. Vielmehr betonen Roma-MusikerInnen heute meiner Meinung nach ihren ethnischen Hintergrund, der auch eine Art „Garantie“ für die Authentizität ihrer Musik darstellt.

Marko beschreibt in seinem Buch über die Minderheiten in den jugoslawischen Nachfolgestaaten ebenfalls erfolgreiche Roma, welche sich von ihrer Roma-Herkunft distanzieren. So entsteht keine Führungselite, vielmehr kommt es zu einer kulturellen

Entfremdung jener, die als positives Vorbild für ihre Minderheitengruppe dienen könnten (vgl. Marko 1996:81f., zit. nach Pantucek 2002: 29).

1.9. Schwerpunkte in der aktuellen Roma- und Sinti-Forschung

Seit den 1970er Jahren konzentrieren sich Forschungen über Roma / Sinti vor allem folgende vier Gebiete: Erstens die Aufarbeitung der Kriegs- bzw. Nachkriegszeit des Zweiten Weltkriegs, wobei in diesen Zusammenhang Selma Steinmetz Pionierarbeit in Österreich geleistet hat (vgl. Steinmetz 1966). Zweiter Schwerpunkt ist die Erforschung der Konstruktion der Stereotype, welche in der Mehrheitsgesellschaft über Roma / Sinti existieren. Eine weitere Untergruppe stellen volkskundliche und soziologische Arbeiten dar, die sich mit der Beschreibung sozialer bzw. kultureller Organisationen der Roma beschäftigen. Schließlich gibt es noch Auftragsstudien, die einerseits bestimmte Problemfelder analysieren, andererseits Evaluationsforschung betreiben (Evaluierung von Projekten, die eben diese Problemfelder verbessern sollen) (vgl. Pantucek 2002: 69).

Anerkennung als Volksgruppe

1.10. Theoretische Grundlagen zur Anerkennung von Minderheiten: Michel Wieviorka

Bevor der Weg der österreichischen Roma bzw. Sinti zur Anerkennung als Volksgruppe in Österreich beschrieben wird, sollen noch einige theoretische Überlegungen zur Anerkennung von Minderheiten, welcher Art - kultureller, ethnischer, religiöser etc. - sie auch immer seien, dargestellt werden, wobei mein Fokus auf der Arbeit von Michel Wieviorka zur Anerkennung von Minderheiten einerseits und auf Nancy Frasers Konzept der „zweiwertigen Großgruppen“ andererseits liegt.

Nationen werden, zumeist aus politischen Überlegungen heraus, möglichst homogen dargestellt, auch wenn sich ihre Bevölkerung aus verschiedenen Gruppen zusammensetzt. Nicht nur die Tatsache, dass bestimmte, ethnische, religiöse oder kulturelle, Unterschiede bestehen, spielt in diesem Kontext eine Rolle, sondern auch, in welchem zahlenmäßigen Verhältnis die Gruppen zueinander stehen. Die Anliegen kleinerer, sich von der

Mehrheitsgesellschaft unterscheidenden, Gruppen werden von Politik und Mehrheitsgesellschaft eher ignoriert. Die Erlangung kultureller Anerkennung bzw. gewisser Minderheitenrechte – welche zur Praktizierung ihrer spezifischen Lebensweise unumgänglich sind – gestaltet sich für jene Gruppen oft schwieriger, da sie manchmal auch nicht über entsprechende Lobbys bzw. Ressourcen, um politischen Druck ausüben zu können, verfügen. Eine solche Gruppe stellen auch die österreichischen Roma / Sinti dar. Sie besitzen - größtenteils - keine speziellen Ressourcen, sondern sind, im Gegenteil, sozioökonomisch schlechter gestellt als die österreichische Mehrheitsgesellschaft. Nach Baumgartner liegen die Wohnverhältnisse der burgenländischen Roma zwanzig Jahre hinter dem durchschnittlichen Ausstattungsstandard burgenländischer Wohnungen und Häuser (vgl. Baumgartner 2004: 141). Die Arbeitslosenrate der Roma in Oberwart, wo die meisten burgenländischen Roma leben, liegt bei fast 70 % (vgl. Leoni 2004: 38), ca. 45 % erhalten Arbeitslosenunterstützung und 10 % haben keinerlei Einkommen (vgl. Leoni 2004: 40). Ein ähnliches Bild zeigt sich im Bildungsbereich: nur 50 % der Oberwarter Roma haben einen Pflichtschulabschluss, 15 % einen höheren Bildungsabschluss (vgl. Leoni 2004: 44).

Inwiefern Wieviorkas Konzept nun auch für die burgenländischen Roma relevant ist, soll in den nächsten Kapiteln überprüft werden.

1.11. Grundsätze der Minderheitenpolitik

Michel Wieviorka geht grundsätzlich von zwei unterschiedlichen Dogmen aus, welche als Basis für eine Minderheitenpolitik zur Verfügung stehen (können): Die erste, evolutionistische, Perspektive strebt eine möglichst homogene Gesellschaft an, in der partikuläre Werte zugunsten von universellen verschwinden. Im Gegensatz dazu steht die zweite, relativistische Perspektive, die jeder Kultur die Möglichkeit zum Ausleben und zu ihrer Reproduktion geben will (vgl. Wieviorka 2003: 22). Versucht man diese beiden (extremen) Paradigmen auf die heutigen modernen Gesellschaften anzuwenden, so kann man in den meisten Fällen, wie auch in Hinblick auf die österreichische Minderheitenpolitik, von einem Mischmodell ausgehen, wobei finanzielle Überlegungen seitens der fördernden Stellen stets eine zentrale Rolle einnehmen.

1.12. Die Entwicklung einer „flexiblen“ Identität

Ein wichtiges Element in Wieviorkas Theorie ist die kollektive Identität bzw. deren Bewertung durch die Mehrheitsgesellschaft. Diese kollektive Identität beeinflusst die Entwicklung der individuellen Identität: Die Wertschätzung (oder gegebenenfalls notwendige) Aufwertung kultureller Zuschreibungen durch das soziale Umfeld ermöglicht dem Individuum in einem wertschätzenden, intakten Umfeld aufzuwachsen, in dem es kulturelle Zuschreibungen für seine Identitätskonstruktion verwenden kann, die nicht stigmatisiert, sondern positiv bewertet sind. Nur so können sich Individuen unabhängig von Stigmata entwickeln, welchen jener Gruppe, in welche sie sozusagen „hineingeboren“ werden, anhaften (vgl. Wieviorka 2003: 83). Gleichzeitig muss es für jedes Individuum möglich sein, sich aus seinem spezifischen kulturellen / ethnischen Rahmen herausentwickeln und Mischformen kultureller Zugehörigkeit entwickeln zu können. Diese Notwendigkeiten fordern von der Gesellschaft eine gewisse Flexibilität und Möglichkeit zur (ständigen) Neudefinition des Individuums (ebd.). Die Bestimmung dieser, für eine individuelle Identitätskonstitution möglichst vorteilhaften, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen benötigt also eine gewisse Flexibilität, wohingegen Gesetze, die kulturelle Partikularitäten schützen wollen auf die Stabilität dieser Partikularitäten angewiesen sind: Um sie schützen und fördern zu können müssen sieja zuerst definiert werden.

Diese Beobachtung Wieviorkas stellt eine zentrale Herausforderung aller sozialer, politischer und juridischer Bestimmungen dar, welche sich mit Minderheitenschutz bzw. deren Förderung beschäftigen: Der Minderheitengruppe soll einerseits eine Neudefinition und Flexibilität im Umgang mit ihrer partikulären Kultur ermöglicht werden, andererseits ermöglicht eine sich ständig neu definierende, überaus wandlungsfähige Kultur keine Definition ihrer selbst, was der Idee der Sonderstellung jener Gruppen aufgrund der Festlegung ihrer besonderen Eigenschaften entgegensteht. Diese sich einander gegenüber stehenden Paradigmen werfen also die Frage auf, wie eine solche Gruppe nun definiert werden soll oder ob sie überhaupt definiert werden kann.

1.13. Ausgrenzung und Identität bei der Volksgruppe der Roma

Wie im vorangegangenen Kapitel dargestellt, bilden die Mitglieder einer Minderheit ihre Identität aus den unterschiedlichen Elementen sowohl ihrer ethnischen Kultur als auch aus der Kultur der Mehrheitsgesellschaft - natürlich unter der Voraussetzung einer offenen

Gesellschaft, die dem /der Einzelnen eine flexible (Re-)Konstruktion seiner / ihrer Identität ermöglicht. Dieser „Idealfall“ einer offenen Gesellschaft kann aus realistischer Sicht, im Besonderen, wenn man die Geschichte der Roma / Sinti in Österreich bedenkt, nicht angenommen werden und auch heute setzt sich ihre Diskriminierung in einem gewissen Grad fort: Die von der europäischen Kommission in Auftrag gegebene Studie „Diskriminierung in der EU 2008“ zeigte, dass 28 % der ÖsterreicherInnen sich mit einem Roma oder Sinti als Nachbar „unwohl“ fühlen würden, 22 % würden sich hingegen wohl fühlen. Im EU-weiten Vergleich (EU-27) gehört Österreich damit eindeutig zu jenen Ländern, die Roma- bzw. Sinti eher negativ eingestellt sind (24 % fühlen sich mit Roma / Sinti als Nachbarn nunwohl, 36 % wohl) (vgl. Spezial Eurobarometer 2008, 44).

Es stellt sich also die Frage, inwiefern sich diese Gruppen eine solche partikuläre kollektive Identität angeeignet haben, die – vor allem oder zumindest sehr stark – durch die erlebten Diskriminierungserfahrungen sowie durch die Versuche der Mehrheitsgesellschaft zur völligen Assimilierung der Gruppe geprägt ist. Im Fall der Roma / Sinti kann davon ausgegangen werden, dass sich die erlebte soziale Ausgrenzung auch in einer bestimmten kollektiven und somit individuellen Identität niedergeschlagen hat, was sich beispielsweise in einer besonders zurückgezogenen Haltung gegenüber Nicht-Roma zeigt. Ein anderes durch Verfolgung und andauernde Diskriminierung entstandenes Identitätsmerkmal ist die starke Solidarität zwischen den Roma- / Sintifamilien bzw. Gruppen, welche das Leben in einer feindlich erlebten Umwelt erleichtert(e) (vgl. Interview D). Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich in den überlebenden Romafamilien ein starkes Assimilierungsdenken. Aus Angst vor weiterer Verfolgung wurden Sprache, Traditionen und Bräuche nicht mehr oder nur sehr eingeschränkt an die jüngere Generation weitergegeben. Anhand Wieviorkas Konzept könnte dieses Assimilierungsdenken folgendermaßen erklärt werden: Sein Identitätskonzept beinhaltet drei zentrale Elemente: kollektive und individuelle Identität, sowie Subjektivität. Sie bilden zusammen die Handlungsmöglichkeiten des Individuums, wobei die Subjektivität aus dem Verhältnis der Differenz zwischen dem Individuum und seinem Umfeld entsteht. Das Individuum konstruiert seine aus kollektivem und individuellem Element bestehende Identität und sucht gleichzeitig deren Annahme durch sein Umfeld (vgl. Wieviorka 2003: 168). Teil dieser Identität sind sowohl die kollektiven Elemente seines Umfeldes, als auch die Differenzierung von demselben – diese Differenz beinhaltet für das Individuum wichtige Ressourcen und Sinninhalte (ebd.).

Aus der Erkenntnis, dass sich die Identität des Individuums sowohl aus kollektiven, auf die Subkultur und das soziale Umfeld des Individuums bezogene, als auch aus individuellen Elementen zusammensetzt, stellt sich nun die Frage, wie das soziale Umfeld idealerweise beschaffen sein sollte, damit sich Individuen möglichst frei entwickeln können. Sollte das Umfeld eine möglichst rasche und vollständige Integration der kulturell partikulären Gruppen in die Kultur der Mehrheitsgesellschaft bieten oder die kulturellen Besonderheiten der verschiedenen Subkulturen möglichst rasch in die Kultur der Mehrheitsgesellschaft integrieren?

Für die erste Möglichkeit spricht, dass es für Individuen mit partikulärem kulturellem Hintergrund immer eine gewisse Überwindung bedeutet, ihre Partikularität frei zu zeigen, da sie die Stigmatisierung fürchten. Es gibt also gewisse Tendenzen, die kulturelle Partikularität zu verstecken und die vollständige Assimilation zu suchen. Für die zweite Option spricht, dass Anerkennung und Wertschätzung äußerst wichtig für die individuelle Subjektkonstruktion sind (vgl. Wieviorka 2003: 168f.). Außerdem kann bei den meisten Gesellschaften nicht davon ausgegangen werden, dass eine vollkommene Assimilierung überhaupt in einer Form möglich ist, dass jene assimilierten Gruppen zukünftig keinerlei Stigma mehr tragen, was auch die Geschichte der burgenländischen Roma zeigt: trotz ihrer Assimilierungsbemühungen, die nach dem Zweiten Weltkrieg sehr stark waren, gelang die Integration in die Mehrheitsgesellschaft nicht. So standen die Roma vor der Situation, mit ihrer kulturellen Identität fast vollständig gebrochen zu haben, jedoch dennoch nicht in die Mehrheitsgesellschaft integriert zu sein. Nach Wieviorka kommt es, je unflexibler die „Aufnahmegesellschaft“ ist, eher zur Isolierung und möglicherweise zum Bruch mit der Mehrheitsgesellschaft (vgl. Wieviorka 2003: 176) – was der Situation der Roma meiner Meinung nach recht nahe kommt, wie auch folgendes Zitat eines Mitarbeiters des Kulturvereins österreichischer Roma zeigt: „*Man ließ uns nicht integrieren.*“ (Interview E), dazu aber noch im folgenden Kapitel.

Nachdem die Bedeutung der Einstellung der Mehrheitsgesellschaft in Hinblick auf die Identitätsbildung der Minderheit deutlich gemacht wurde, soll nun eine weitere wichtige Komponente in den Diskurs miteinbezogen werden: der Zusammenhang zwischen den Anstrengungen der Roma / Sinti für die Anerkennung als kulturell spezifische Gruppe einerseits und für ihre sozioökonomische Gleichstellung mit der Mehrheitsgesellschaft andererseits.

1.14. Die Verknüpfung sozioökonomischen und kulturell-identitären Forderungen

Jede marginalisierte Gruppe muss bei der Einforderung kultureller Anerkennung und des Rechts auf das Ausleben bestimmter Lebensstile auch bedenken, inwiefern diese Forderungen mit jenen nach einer Verbesserung ihrer sozialen Lage verknüpft sind.

Nach Wieviorka können kulturelle und sozioökonomische Forderungen in zwei verschiedenen Wechselwirkungen stehen: im ersten Fall können sich Forderungen auf die Frage der kulturellen Anerkennung konzentrieren, die „soziale“ bzw. sozioökonomische Frage bleibt in diesem Fall also peripher. In einem zweiten möglichen Fall verbinden sich soziale mit „kulturellen“ Fragen, die Forderung nach kultureller Anerkennung wird also mit Forderungen nach gesellschaftlicher Anerkennung bzw. Integration verknüpft (vgl. Wieviorka 2003: 39). Wieviorka fügt diesen Überlegungen hinzu, dass de facto alle industriellen Gesellschaften seit den 1970er Jahren mit dem Stocken des Fortschrittsparadigmas konfrontiert sind – was den Standpunkt kulturell partikulärer Gruppen betrifft, die zumeist sozial marginalisiert sind, da es „keine kulturelle Differenz ohne Erniedrigung und Herrschaft gibt“ (Wieviorka 2003: 48). Aufgrund dieser Untrennbarkeit von kultureller Differenz und Herrschaftsverhältnissen (im weitesten Sinn) muss die sozioökonomische Frage deshalb umso mehr berücksichtigt werden (vgl. Wieviorka 2003: 42).

Die kulturellen Partikularitäten der autochthonen Roma im Burgenland, auch wenn sie heute weit weniger bestehen, produzieren ganz bestimmte sozioökonomische Lagen. Dies zeigt sich in vielen tagtäglichen Diskriminierungen – beispielsweise, dass Roma früher auf Ämtern grundsätzlich immer als Letzte an der Reihe waren, dass es mit einem für Roma typischen Familiennamen (vgl. Interview C) bzw. der Wohnadresse der Romasiedlung de facto unmöglich war, einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu finden, dass Roma-Kinder ungerechtfertigter Weise in Sonderschulen unterrichtet wurden usw. (vgl. Interview B). Paradoxerweise setzten sich diese diskriminierenden Praktiken auch fort, als die Roma sich kulturell vollkommen assimilierten, was, wie bereits im letzten Unterkapitel erwähnt, in der Periode nach dem Zweiten Weltkrieg geschah, als de facto weder Sprache noch Bräuche oder Traditionen an die nächste Generation weitergegeben wurden und wenn, dann nur überaus eingeschränkt (so eingeschränkt dies aufgrund des Massenmords an der Großelterngeneration ohnehin schon war). Auch Erika Thurner spricht von einer weitgehenden Anpassung an die Kultur der Mehrheitsgesellschaft, einer Entfremdung von der eigenen Kultur und den eigenen Traditionen (vgl. Thurner 1983: 221). Ein Mitarbeiter des Roma-Service meint in Bezug auf

die Periode, bevor die Anerkennung als Volksgruppe bzw. die Anstrengungen, die zu ihr geführt haben, begannen: „*Man hat versucht, sich vollkommen zu integrieren.*“ (Interview A). Ein Mitarbeiter des Kulturvereinsösterreichischer Roma betont: „*Wir sind schon lange integriert, aber man ließ uns nicht integrieren.*“ (Interview E).

Kulturelle Forderungen sind also nur sehr schwer von Forderungen nach besserer sozioökonomischer Integration zu trennen, da Differenz beinahe immer eine gewisse Hierarchie, eben unterschiedliche Wertigkeiten, erzeugt, die bestimmten (kulturellen / ethnischen etc.) Gruppen eine bessere gesellschaftliche Situation bieten als anderen. So kann es zur Formulierung politischer Maßnahmen kommen, die einerseits kulturelle Anerkennung und andererseits soziale (bzw. rechtliche oder politische) Gleichbehandlung zum Ziel haben (vgl. Wieviorka 2003: 92), was auch auf die burgenländischen Roma zutrifft: „*Das war schnell, ganz schnell g’sagt und deklariert. Was wollen wir? Wir wollen anerkannt werden, wir wollen einen Job haben, wir wollen Bildung haben.*“ (Interview C). Wie dieses Zitat zeigt, verfolgten die Roma also stets zwei Ziele: die gesellschaftlich-kulturelle Anerkennung einerseits und die sozioökonomische Gleichstellung mit der Mehrheitsgesellschaft andererseits.

Welche theoretischen Überlegungen zur Vereinbarkeit bzw. Widersprüchlichkeit dieser beiden Ziele angestellt werden können, soll anhand Nancy Frasers Konzept der „zweiwertigen Großgruppen“ gezeigt werden.

1.15. Soziale Anerkennung vs. sozioökonomische Gleichstellung? Der Ansatz Nancy Frasers

Zum Diskurs zur Widersprüchlichkeit von kultureller Anerkennung und sozioökonomischer Gleichstellung soll hier Nancy Frasers Konzept der „zweiwertigen Großgruppen“ dargestellt werden. Unter „zweiwertigen Großgruppen“ versteht Fraser Gruppen, die sowohl kulturell bzw. in Hinblick auf ihre Identität, als auch sozioökonomisch diskriminiert werden (vgl. Fraser 2001: 63). Diese Definition ist meiner Meinung nach auf die Volksgruppe der Roma anwendbar, da ihre spezifische Kultur bzw. Identität, wie bereits gezeigt wurde, zu sozioökonomischer Ausgrenzung geführt hat und immer noch führt.

Fraser kritisiert an der Politik der meisten modernen Staaten, dass es zur Verdrängung der Sozialpolitik durch eine hauptsächlich kulturorientierte Politik kam. Diese Trennung zwingt die Politik, sich auf einen Standpunkt bzw. ein Paradigma festzulegen: soll die Kulturpolitik

vor der Sozialpolitik stehen, also die „Identitätspolitik“ vor der „Klassenpolitik“? Diese Frage bestimmt laut Fraser die Minderheitenpolitik eines Staates. Sie bestimmt, ob vor allem eine Politik der Anerkennung oder eine Politik der Umverteilung praktiziert wird. Fraser kritisiert diesen Versuch einer Trennung zwischen Umverteilungsbestreben bzw. Sozialpolitik einerseits und Anerkennungsbestrebungen bzw. Kulturpolitik andererseits, da somit drei wichtige Wirkungszusammenhänge ausblendet werden: erstens, eine kritische Betrachtung der (politischen) Trennung von Kultur und Ökonomie, zweitens, inwiefern beide Bereiche „zur Entstehung von Ungerechtigkeiten zusammenwirken“ (Fraser 2001: 12) und drittens, wie sowohl die Forderung nach Anerkennung, als auch jene nach Umverteilung in eine allgemeine politische Strategie eingearbeitet werden können (vgl. Fraser 2001: 12).

In Bezug auf die Volksgruppe der Roma spielt diese Problematik des Ineinanderwirkens des kulturellen und sozioökonomischen Bereichs insofern eine Rolle, als dass die kulturelle Identität der Roma ihre sozioökonomische (Rand-)Lage bestimmt hat bzw. immer noch bestimmt.

Nach Fraser müssen, will man eine möglichst gerechte gesellschaftspolitische Strategie verfolgen, sowohl Anerkennung als auch Umverteilung berücksichtigt werden (vgl. Fraser 2001: 24). Zur Veranschaulichung der Bedeutung kultureller Anerkennung zitiert Fraser Charles Taylor: *„Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen. (...) Das Verlangen nach Anerkennung ist vielmehr ein menschliches Grundbedürfnis.“* (Taylor, Ch., 1993: 14f., zit. nach Fraser 2001: 28f.). Diese Annahme wiederholt sich auch bei Meads Identitätstheorie, die den (signifikanten bzw. verallgemeinerten) Anderen als identitätskonstituierendes Element in der Sozialisierung von Kindern betrachtet:

„Die zentrale Bedeutung des „Me“ für die Entwicklung des Individuums zeigt sich dadurch, dass sich das Individuum am Anfang seiner Existenz vorerst nur aus der Perspektive der Anderen sehen kann. Durch das „Me“ kann das Individuum in die Erfahrung der anderen eintreten, überhaupt nimmt die Person seine Umwelt und sich selbst zunächst nur aus der Perspektive dieses Anderen wahr.“ (Mead 1995: 243)

Die Bedeutung dieser theoretischen Überlegungen wurde bereits bei der Durchführung der ersten ExpertenInnen- bzw. PraktikerInnen-Interviews sichtbar. So meint eine Mitarbeiterin des Beschäftigungsprojekt „Mri Buti“: *„Wenn sich zwei Personen gleich ernähren, ja, und die eine hat psychischen Stress und die andre nicht, die eine wird übergewichtig werden und die andre nicht. Das ist eine Folge von Ausgrenzung. Und das ist in diesem*

Forschungsbericht auch ganz deutlich ausgekommen.“ (Interview B). Die von Leoni im Rahmen der Kooperation von „Mri Buti“ und WIFO durchgeführte Studie zur sozioökonomischen und gesundheitliche Lage sowie zur Bildungssituation der Roma in Oberwart bestätigt diese Aussage: rund 60 % aller Roma in Oberwart sind Raucher (im Vergleich zu 35 % der männlichen österreichischen Bevölkerung), wobei sich bei den Frauen ein noch stärkerer Trend zeigt: 80 % der in Oberwart lebenden Romni sind Raucherinnen, jedoch lediglich 20 % der weiblichen österreichischen Bevölkerung (vgl. Leoni 2004: 50).

Die Nicht-Anerkennung bzw. Ausgrenzung zeigt sich also – unter anderem - in psychischen bzw. psychosomatischen Störungen, sowie in den bereits beschriebenen sozioökonomischen Randlagen, die das Lebensumfeld der meisten burgenländischen Roma bestimmen. Bedenkt man die Dauer und Intensität der Ausgrenzung, kann meiner Meinung nach davon ausgegangen werden, dass diskriminierende Erfahrungen zu einem prägenden Element der (burgenländischen) Roma (-Identität) wurden, wie auch ein Zitat eines Mitarbeiters des Kulturvereins „Roma-Service“ zeigt: *„Und dann haben’s [die Nicht-Roma, Anm.] ja gesagt: ja, das ist ja gar nicht wahr, das stimmt ja gar nicht, da wird nur geredet. Und das Attentat [Rohrbombenattentat von Franz Fuchs, das 1995 auf Roma in Oberwart verübt wurde, Anm.] hat aber dann das aufgezeigt, dass die Diskriminierung in Wirklichkeit noch so groß ist und nicht nur so klein, und steht irgendwo.“* (Interview A). Eine Mitarbeiterin des „Vereins Roma“, des ältesten österreichischen Romavereins, meint: *„Die Diskriminierung hat sich ja ewig gezogen. (...) Und das hat, muss ich sagen, schon sehr lang dauert, bis wir jetzt so einen Status haben.“* (Interview C)

1.16. Unterschiedliche Strategien zur Überwindung der Diskriminierung

Diskriminierte Gruppen können auf zwei verschiedene Weisen gegen ihre Ungleichbehandlung ankämpfen: Entweder streben sie vor allem nach einer gerechteren Umverteilung bzw. versuchen sie eine ungerechte Verteilung zu beseitigen, oder sie streben eine gesellschaftliche bzw. politisch-rechtliche Anerkennung an, in diesem Fall handelte es sich also um eine Missachtung ihrer Partikularität als Gruppe mit einem spezifischen kulturellen Erbe. Je nachdem, für welche Strategie sich die diskriminierte Gruppe nun entschließt, wird im ersten Fall (der ungerechten Verteilung) versucht werden, das Betonen der Partikularität der Gruppe als „überflüssig“ darzustellen. Die Argumentation folgt im diesem Fall der Idee, dass das Anderssein selbst schon eine diskriminierende Kategorie ist, die möglichst zu eliminieren sei (vgl. Fraser 2001: 36-38).

Im zweiten Fall der Missachtung hingegen wird die verwehrte Anerkennung durch die bewusste Aufwertung der Gruppe und jener Eigenschaften, die sie eben zu einer im Vergleich zur Mehrheitsgesellschaft partikulären Gruppe machen, eingefordert. Hier steht also das Betonen von Differenzen im Vordergrund, während es im ersten Fall primär um das Aufzeigen von ungerechten, diskriminierenden Strukturen geht.

Im Hinblick auf die burgenländischen Roma treten meiner Meinung nach beide Strategien parallel auf: Einerseits konzentrieren sich soziale / sozioökonomische Projekte auf die Aufhebung einer ungerechten Verteilung zwischen der Roma- und Nicht-Roma-Bevölkerung. Dieser Ansatz misst Forderungen nach identitärer Anerkennung wenig oder gar keine Bedeutung zu, es geht vielmehr um die soziale, ökonomische und arbeitsmarktpolitische Gleichstellung der Volksgruppe, sowie auf der Bildungsebene. Die tagtäglichen Nöte werden als so stark erlebt, dass man sich vorrangig um sie kümmern muss. Eine Mitarbeiterin des sozioökonomischen Projekts „Mri Buti“ meint zur Frage, inwieweit das Vorhandensein von Romavereinen einen positiven Einfluss auf das Selbstbewusstsein bzw. den Rückhalt innerhalb der Romagemeinschaft haben könnte: *„Wenn die Probleme zu Hause so dick sind, dann schaut nicht über den Tellerrand drüber, ja? Das geht einfach nicht.“* (Interview B). Hier zeigt sich, dass Bemühungen um die Anerkennung bestimmter Identitäten nur dann eine gewisse Bedeutung für die entsprechenden Individuen oder Gruppen haben (können), wenn jene in einem sozioökonomisch akzeptablen Umfeld leben.

Im Gegensatz dazu steht ein zweiter Ansatz, der die kulturelle und somit identitätsstiftende Komponente betont, also die Aufwertung der ethnischen Gruppe der Roma.

Nur eine entsprechende gesellschaftliche und politische Anerkennung wird zum Vorhandensein ausreichender Ressourcen führen, welche den Burgenland-Roma eine Entwicklung ermöglichen. So meint ein Mitarbeiter des Roma-Theaters „Rota“: *„Das nicht zur Verfügung stellen ausreichender Ressourcen [für ein professionelles Romatheater, Anm.] empfinde ich als totale Ausgrenzung der Entwicklung der Roma-Minderheit als solchen.“* (Interview F). Hier wird das Theater, in dessen Rahmen verschiedenste Themen in Bezug auf die Volksgruppe behandelt werden, als Möglichkeit zum Kampf gegen die ungerechte Behandlung gesehen. Wird das Theater abgelehnt, wobei die Gruppe ja versucht, über dieses Projekt aktiv an seiner gesellschaftlichen Stellung zu arbeiten, sich über dieses Projekt

„aufzuwerten“, so wird auch gleichzeitig eine gewisse indifferente Haltung gegenüber den Roma signalisiert.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass in Hinblick auf die Situation der Roma sowohl ihre sozioökonomische Ausgrenzung als auch die (aufgrund ihrer kulturellen Identität) gesellschaftliche Diskriminierung bedacht werden müssen, will man ihre soziale Lage verbessern.

Fraser schlägt als Lösung die Politik der „transformativen Anerkennung“ vor, welche die ungerechte Umverteilung bzw. jene eine mangelnde Anerkennung produzierenden Strukturen selbst verändern will. Hier werden „Wechselseitigkeit und Solidarität“ betont, im Gegensatz zu Ansätzen, die diskriminierte Gruppen als „NutznießerInnen“ sieht (dies entsteht bspw. durch die Umsetzung affirmativer Maßnahmen) (vgl. Fraser 2001: 53). Eine bloße „affirmative Anerkennung“ liegt dann vor, wenn an den Grundstrukturen, die eben zu einer ungerechten Verteilung führen, nichts geändert wird, sondern lediglich eine bloße Umverteilung erfolgt. Sie macht die vom der Umverteilung profitierende Gruppe zu „AlmosenempfängernInnen“, die großzügig behandelt werden. Dieser Ansatz ist meiner Meinung nach insofern problematisch, als dass keinerlei Verpflichtungen eines Staats oder anderer Akteure gegenüber der benachteiligten Gruppe entstehen, es handelt sich eben um mehr oder wenig großzügige Zuwendungen, auf welche die benachteiligte Gruppe jedoch keinerlei Anspruch hat (vgl. Fraser 2001: 52).

Bedenkt man, dass die Roma bereits vor sechzehn Jahren (im Jahr 1993) als österreichische Volksgruppe anerkannt worden sind, wäre eine Verbesserung ihrer sozioökonomischen Situation mehr als angebracht, auch wenn das Volksgruppengesetz per se den Staat „nur“ zur Unterstützung und zum Erhalt der kulturellen Identität der Volksgruppe verpflichtet. Wie soll eine Volksgruppe auch ein für den Erhalt ihrer Identität nötiges Selbstbewusstsein besitzen oder entwickeln, wenn es in ständiger sozioökonomischer Ausgrenzung lebt? Folgendes Zitat eines Oberwarter Roms beschreibt diese Einstellung der vorherrschenden österreichischen Politik: *„Man gibt ihnen ein bissl was, aber so hoch, net, über den Tisch schauen net, du bleibst eh immer unten.“* (Interview B). Auch aus der Sicht einer Sozialarbeiterin, welche Ende der 1980er Jahre sehr aktiv an der Vereinsgründung des Verein Roma mitwirkte, war das Verhältnis zwischen Mehrheitsgesellschaft bzw. Behörden und Roma äußerst stark von diesem „gönnerhaften“ Gedanken geprägt: *„Es war eher so – macht’s keinen Unfug, ihr kriegt’s ja eh, gebt Ruhe.“* (Interview Z).

1.17. Zusammenhang zwischen ethnischem Bewusstsein und der Formierung einer politischen Gruppe

Nachdem Nancy Fraser sich vor allem mit den beiden Konzepten, welche die Basis für die Forderungen einer Volksgruppe bilden können, beschäftigte, soll an dieser Stelle der Zusammenhang zwischen ethnischer Identität bzw. deren Bildung und dem Beginn eines politischen Engagements einer Minderheit beleuchtet werden. Der Ethnologe Fredrik Barth hebt hervor, dass ethnischen Identität immer in Bezug zu gewissen sozialen und ökonomischen Interessen steht. Viele Menschen „ändern“ – im Sinne von einer Rückbesinnung auf Identitäten vergangener Generationen – ihre ethnische Identität nur oder vor allem dann, wenn sie dadurch von etwas profitieren, also wenn sie beispielsweise Forderungen nach besseren Lebensverhältnissen oder dem Zugang zu bestimmten Rechten stellen (z.B. nach mehr Autonomie).

Als Beispiele führt Barth das Entstehen ethnischen Selbstbewusstseins bei Spanischsprachigen und Afro-AmerikanerInnen in den USA an. Die Konstruktion und Betonung dieser neuen Identitäten stellen für ihn die Reaktion auf eine Politik dar, welche mehr innergesellschaftliche Umverteilung, sowie mehr sozialstaatliche Leistungen vorsah (vgl. Barth 1968 zit. nach Roosens 1989: 13). Barth erklärt diese „Re-Ethnisierung“ aus einer sozialpsychologischen Perspektive, wonach es für den eigenen Selbstwert „angenehmer“ ist, einer historisch benachteiligten Gruppe anzugehören. So erklärt bzw. „rechtfertigt“ die Geschichte der ethnischen Minderheit ihren aktuellen niedrigen sozialen Status (und den, meiner Meinung nach, oft damit verbunden niedrigen sozioökonomischen Status). Die innerhalb einer Gesellschaft existierenden ethnischen Gruppen befinden sich also trotz ihrer unterschiedlichen Identitäten auf *einem* „Niveau“ – da den sozioökonomisch schlechter Gestellten ihre Situation, die ja von ihrer Diskriminierung und Exklusion als ethnische Gruppe herrührt – nicht „vorgehalten“ werden kann:

„The class division is vertical and is thus a hierarchical division of groups of people; the ethnic division is horizontal, and it creates equivalencies rather than hierarchies.“
(Barth zit. nach Roosens 1989, 14).

Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass Barth sehr auf die sozioökonomischen Zusammenhänge fixiert ist und politische Forderungen von Minderheiten hauptsächlich auf jene verstärkten bzw. neu entstandenen ethnischen Identitäten zurückführt. Andere Beweggründe wie gesellschaftliche Anerkennung oder auch die Kritik einer für die

Minderheit diskriminierenden und verunglimpfenden Geschichtsschreibung werden hier ausgeblendet.

In Hinblick auf die Burgenland-Roma ist zu sagen, dass die Verbesserung ihrer sozioökonomischen Situation immer im Vordergrund der Vereinstätigkeiten standen, erst in den letzten Jahren wurden auch identitätsfördernde und –stiftende Projekte durchgeführt. Der Verein „Roma-Service“ beschäftigt sich beispielsweise vorrangig mit dem Erhalt der burgenländischen Romanes-Variante, dem Roman, veranstaltet Kurse und gibt auch eine zweisprachige Zeitschrift heraus. Jene Mitte und Ende der 1980er geborenen Roma sind heute die erste Generation, die im Vergleich zu vergangenen Generationen gesellschaftlich weit besser integriert aufgewachsen sind und seit Kindheitsbeinen an selbstbewusst mit ihrer Roma-Identität umgehen (können). Inwiefern Barths Theorie auf die Burgenland-Roma übertragen werden kann ist meiner Meinung nach schwierig festzustellen: Jene jungen Roma, die Ende der 1980er Jahre begannen, sich für ihre Minderheit einzusetzen, besaßen sicher ein gewisses ethnisches Selbstbewusstsein – stärker war aber vielmehr ihr Ungerechtigkeitsempfinden und die Frustration darüber, auch als österreichische Staatsbürger (immer noch) als Menschen „zweiter Klasse“ behandelt zu werden. Mit der sukzessiven sozioökonomischen Verbesserung, sowie die Verbesserungen im Schul- und Wohnbereich in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren begannen viele Roma wieder, selbstbewusst zu ihrer ethnischen Identität zu stehen. Damit verbunden entwickelte sich ein Wille, die Pflege der eigenen Kultur und Sprache wieder aufzunehmen. Dies ist – gerade in Hinblick auf die Sprache, welche von jungen Roma heute meist nur noch passiv beherrscht wird – allerdings sehr, sehr schwierig und kaum mehr möglich.

1.18. Die Anerkennung als Volksgruppe vom Standpunkt sozioökonomischer bzw. kultureller Forderungen

Die Anerkennung der Roma, Sinti und Lovara als Volksgruppe stellt meiner Meinung nach eine politische Maßnahme dar. Mit ihr erkennt der österreichische Staat die kulturelle Partikularität dieser Gruppen an und verpflichtet sich auch zu ihrer finanziellen und politischen Unterstützung: Das bedeutet die finanzielle Förderung der Roma- und Sinti-Vereine bzw. ihrer Aktivitäten; der symbolisch-politische Aspekt der Anerkennung beinhaltet die Einrichtung von Gedenktagen und –veranstaltungen für die Opfer des Holocausts, wie beispielsweise die jährliche Gedenkfeier in Lackenbach (wo unter dem nationalsozialistischen

Regime ein sog. „Sammellager“ für Roma/Sinti und ähnliche Gruppen bestand). Darüber hinaus werden auch verschiedene Projekte von öffentlichen Trägern unterstützt, wie das Projekt „Thara-Haus“, welches eine bessere Integration junger Roma auf dem österreichischen Arbeitsmarkt dient und sowohl durch das Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit als auch vom europäischen Sozialfonds finanziert wurde (vgl. Volkshilfe Österreich Equal 2007: 1) oder das (mittlerweile ausgelaufene) Arbeitsmarktintegrationsprojekt „Mri Buti“ in Oberwart (vgl. Mri Buti).

Aufgrund der Burgenland-Roma bzw. der in Österreich lebenden Roma soll außerdem noch auf die Bedeutung der „Definitionsmacht“ hingewiesen werden: Dem Recht auf Anerkennung und auf eine persönliche bzw. kollektive Ausgestaltung der Kultur liegt die Definition einer Gruppe als Ethnie zugrunde, wobei die „Definitionsmacht“ immer bei der Gruppe selbst liegen muss und nicht bei der Mehrheitsgesellschaft: Die Anerkennung geht in diesem Fall von der individuellen oder kollektiven Selbstdefinition aus und nicht von Fremdzuschreibungen, die auf biologischen oder rassistischen Merkmalen basieren. Diese Überlegungen sind auch für die österreichischen Roma – im Speziellen die Burgenland-Roma – von Bedeutung, da die Erhebung ihrer Muttersprache durch die Volkszählung geplant war. Dies wurde durch den Widerstand der Roma-Organisationen aber verhindert. Baumgartner weist darauf hin, dass die Erhebung der Muttersprache im Widerspruch zu geltenden Minderheitenschutzbestimmungen steht, da die Zugehörigkeit zu einer Minderheit stets dem Bekenntnisprinzip unterliegt (vgl. Baumgartner 2004: 200).

Überhaupt stößt die Notwendigkeit der Anwendung multikulturalistischer Praktiken bzw. Gesetze immer wieder auf dasselbe Problem, nämlich die Notwendigkeit der Definition der betroffenen Gruppe / Individuen einerseits und der Gefahr der Kategorisierung und Stigmatisierung derselben andererseits. Wieviorka sagt selbst: „*So beginnt der Rassismus mit der Datenerfassung von Individuen auf der Grundlage ihrer nationalen, ethnischen, religiösen oder rassistischen Herkunft.*“ (Wieviorka 2003: 116). Auch wenn diese Sicht der Dinge etwas extrem wirkt, kann sie schon aufgrund der historischen Erfahrungen, welche Roma und Sinti in Österreich gemacht haben, nicht völlig verworfen werden, allein schon deswegen, weil auch die Minderheit selbst (teilweise) starke Bedenken gegen eine solche Erfassung hatten und noch haben (vor allem Roma älterer Generationen). Zur zahlenmäßigen Bestimmung der in Österreich lebenden Roma / Sinti sollte deren Muttersprache bzw. Ethnizität mithilfe der Volkszählung dokumentiert werden, wobei es seitens der Roma / Sinti-Organisationen starke Proteste gab. Aufgrund ihrer durch die jahrhundertelange Verfolgung

geprägten Geschichte sahen sich viele Roma / Sinti aufgrund dieser (geplanten) Erhebung erneut bedroht, welche an die nationalsozialistische Verfolgung erinnerte. (Der erste Schritt der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie war die Auflistung der Roma- / Sinti-Familien gewesen (vgl. Interviews D bzw. E)). Auch Erika Thurner beschreibt diese Angst vor der Erfassung, die (teilweise) auch zu einer Angst vor der Anerkennung als ethnische Gruppe wurde. Die Gefahr einer drohenden Stigmatisierung wurde von Roma /Sinti als sehr stark empfunden (vgl. Thurner 1983: 322).

Wieviorka sieht das (wachsende) Vertrauen in demokratische, pluralistische Institutionen bzw. in einen Staat mit eben diesen Grundprinzipien als Möglichkeit, jene Ängste vor einer Erfassung zu neutralisieren und eine multikulturelle Gesellschaft aufzubauen. Je eher die *„Kategorisierung von Individuen nach ethnischen, rassischen oder religiösen Kriterien legitim und akzeptiert ist, hat der Multikulturalismus größere Verwirklichungschancen“* (Wieviorka 2003: 116), was allerdings Entwicklungen voraussetzt, die das *„Vertrauen in den Wertpluralismus und vor allem in die Demokratie“* stärken (Wieviorka 2003: 118).

1.19. Die Anerkennung der Roma / Sinti als österreichische Volksgruppe

Der Ursprung der Bemühungen um die Gleichstellung der Roma / Sinti bzw. deren Anerkennung als Volksgruppe hat seinen Ursprung in der burgenländischen Gemeinde Oberwart. Bis in die 1980er Jahre bestand weder in der Mehrheitsgesellschaft noch in den politischen Vertretungsorganen ein Unrechtsbewusstsein angesichts der anhaltenden Diskriminierung der ansässigen Roma, ebenso wenig fanden die unter dem nationalsozialistischen Regime an Roma, Sinti und Lovara verübten Verbrechen Beachtung im öffentlichen Diskurs. Ein erster Schritt zur Bewusstmachung der historischen Ereignisse, sowie der anhaltenden Diskriminierung der Roma war das im Rahmen des Kulturfestivals „ausnahmsweise oberwart“ präsentierte Denkmal für die der Gruppe der Roma angehörenden Opfer des Nationalsozialismus im Jahr 1980 (welches als Attrappe vor dem Kriegerdenkmal in Oberwart aufgestellt wurde). Bereits in der ersten Ausstellungsnacht wurde das Denkmal mit weißer Farbe übergossen - seine Inschrift wurde somit unleserlich. In diesem Zustand verblieb es an seinem Platz. Erst acht Jahre (!) nach der Ausstellung dieser Denkmalattrappe kam es an derselben Stelle zur Errichtung eines Denkmals für die Opfer des Holocaust (vgl. Samer 2001: 49ff.).

Der erste Schritt zur Anerkennung der Roma als Volksgruppe bestand in der Vorsprache der jungen Roma Oberwarts beim damaligen Bundespräsidenten Kurt Waldheim im März 1987

(ebd.). Impulse, die zu dieser Vorsprache geführt hatten, gab es genügend: Die – immer noch – aussichtslose Arbeitsmarktsituation für Roma (Firmen vermerkten auf ihren Stellenbeschreibungen für das AMS teilweise immer noch den Kommentar „Bitte keine Zigeuner vermitteln“), die Anliegen von Roma wurden eher widerwillig behandelt, manchmal von Roma bei Behörden sogar geduzt (bezüglich der Vermerke vgl. auch Interview C). Hinzu kamen die Lokalverbote für die Roma Jugendlichen und die Versetzung der Oberwarter Ortstafel, wodurch die Romasiedlung „Am Anger“ laut Beschilderung nun außerhalb der Stadt Oberwart lag. Die damalige Reaktion der Gemeinde lautete, die Ortstafel sei rein aus verkehrstechnischen Gründen versetzt worden (vgl. Samer 2001: 52ff.). Die Vorsprache beim Bundespräsidenten hatte zwar keine unmittelbaren Konsequenzen, auch blieb die Ortstafel unverändert an ihrem Platz, die Roma hatte aber nun den ersten Schritt aus der Anonymität gemacht und begannen, sich für ihre Rechte einzusetzen. Noch im August 1987 rissen einige OberwarterInnen die Ortstafel aus ihrer Verankerung und befestigten ein Schild mit der Aufschrift „Hier stand die unnützigste und unverschämteste aller Ortstafeln. Viva Roma!“. Roma engagierten sich und zwar – das war mindestens genauso wichtig wie beeindruckend – zusammen mit Nicht-Roma.

In Bezug auf die Lokalverbote kam es im März 2007 zu einem bedeutungsvollen Vorfall, als Roma-Jugendlichen der Zugang zu einer Diskothek in Oberwart verwehrt wird. Der Besitzer lässt der Mutter eines betroffenen Jugendlichen, welche am Tag nach dem Vorfall in die Diskothek kommt, ausrichten, Roma würden nicht in das Lokal gelassen. Falls Roma das Lokal bereits besucht hätten, dann nur deshalb, weil sie unerkant geblieben wären. Die Betroffenen wenden sich an den Verein Roma, welcher Anzeige aufgrund Diskriminierung der Volksgruppe erstattet. In Folge wird im „Offenen Haus Oberwart“ eine Veranstaltung organisiert, an welcher auch VertreterInnen der Gemeinde teilnehmen. Der Vorfall hatte – vor allem bei älteren Roma – Ängste und Erinnerungen an Zeiten hervorgerufen, in welchen Roma starken Diskriminierungen ausgesetzt waren. Mittlerweile hat aber anscheinend sogar jener Lokalbesitzer begonnen, seine diskriminierende Haltung zu ändern: Heute frequentieren sowohl Roma als auch Nicht-Roma die Diskothek (vgl. Romani Patrin 2 / 2007: 5).

Ein weiter wichtiger Schritt stellt die im Sommer 1988 vom AMS in Auftrag gegebene Studie zur „Erfassung der Lebenssituation der burgenländischen Zigeuner im Hinblick auf zu schaffende soziale, kulturelle und sonstige Unterstützungsprojekte“ dar. Die – in Hinblick auf das Gedenkjahr 1988-1938 – geplante Studie wurde von Lotte Hirl und Renate Holpfer durchgeführt und beinhaltete eine Bestandsaufnahme der Lebenssituation der Burgenland-

Roma. Diese Studie wurde die Basis aller weiteren Anstrengungen der Minderheit. Die – ursprünglich – als Erhebung angelegte Studie wurde, nachdem Lotte Hirl und Renate Holpfer mit den Problemen der Roma und deren Dringlichkeit konfrontiert worden waren, nun praxisorientierter gestaltet und die beiden Forscherinnen unterstützen die Roma bei der Bewältigung der alltäglichen Diskriminierung, bei Behördenwegen, setzten sie sich in Verbindung zu Schulen etc. (vgl. Samer 2001: 56ff.).

Ein weiterer wichtiger Schritt war die „Roma-Nichtroma-Initiative“, die im Jänner 1989 von den beiden Forscherinnen sowie von Susanne Baranyai und Susanne Horvath, zwei aus Oberwart stammende Romnia, organisiert wurde. Am ersten Treffen nahmen Roma, sowie Nicht-Roma aus Oberwart und Umgebung, der Oberwarter Bürgermeister, MitarbeiterInnen der örtlichen AMS-Stelle sowie der Sonderschule teil – insgesamt in etwa 35 Personen. Die anwesenden behördlichen Vertreter wurden nun mit den Diskriminierungserfahrungen der Roma konfrontiert und es wurde klar, dass regelmäßige Treffen stattfinden müssen, wollte man die Probleme nachhaltig lösen. Man vereinbarte also monatliche Treffen und bildete Gruppen, die sich der verschiedenen Problembereiche – Schul-, Wohnsituation, Arbeitsmarkt – annahmen. Ein weiterer andiskutierter Punkt war die Schaffung einer Roma-Interessensvertretung, welche am 15. Juli 1989 im Rahmen der ersten Gründungsvollversammlung in Oberwart gegründet wurde, mit Ludwig Papai als erstem Obmann (ebd.). Eine Mitarbeiterin des „Verein Roma“, erinnert sich an dieses erste Treffen im Rahmen der „Roma-Nichtroma-Initiative“:

„Die Roma haben da einfach konfrontiert. Das war aber auch sehr gut, weil sie [die anwesenden Nicht-Roma, Anm.] einfach g’sehen haben, was da passiert. Und mit dem, was die Roma dort erzählt haben, also dass sie mit dem angegriffen worden sind, haben sie trotzdem, eigentlich für mich sehr intelligente Menschen, eigentlich realisiert, was da für ein Druck is, ja, was da passiert is, was für eine Ungerechtigkeit und haben das als Sprachrohr genutzt, das an ihr eigenes Haus weiterzugeben.“ (Interview C)

Die vorrangigen Ziele des „Verein Roma“ waren die Anerkennung der Roma als Volksgruppe, sowie die Unterstützung und Beratung der Roma in den unterschiedlichsten Lebensbereichen (z.B. auch die außerschulische Lernbetreuung). Im Rahmen der Vereinsgründung am 15. Juli 1989 wurde dies auch in den Vereinszielen festgelegt (vgl. Verein Roma).

1991 wurden in Wien zwei weitere Romavereine, der „Kulturverein österreichischer Roma“ und das „Romano Centro“ gegründet.

Der „Kulturverein österreichischer Roma“ verfasste schließlich eine Petition für die Anerkennung der Roma als Volksgruppe, die, zusammen mit dem Verein Roma, der

Bundesregierung bzw. dem Parlamentspräsidium am 16. März 1992 übergeben wurde (vgl. Samer 2001: 65).⁴

Der ersten Anhörung der Roma am 2. Juli 1992 folgte ein Entschließungsantrag der vier Parlamentsparteien SPÖ, ÖVP, FPÖ und der „Grünen“ an die Bundesregierung, „*ihre Bemühungen zur Anerkennung der Roma und Sinti österreichischer Staatsbürgerschaft als Volksgruppe fortzusetzen und ehestmöglich abzuschließen*“ (Entschließungsantrag des Volksgruppen-Unterausschusses vom 16. September 1992, zit. nach: Samer 2001: 66). Auf die Annahme des Entschließungsantrags durch den Nationalrat im Oktober 1992 folgte die Einrichtung eines Beratungsgremiums durch das Bundeskanzleramt, welches nun prüfen sollte, ob das Volksgruppengesetz auf die österreichischen Roma anwendbar sei. Am 16. Dezember 1993 beschloss der Hauptausschuss des Nationalrates nun die Annahme des Antrags auf Anerkennung als Volksgruppe, woraufhin die Roma am 24. Dezember 1993 gesetzlich als Volksgruppe verankert wurden (wobei der Begriff „Roma“ auch die Gruppe der Sinti und Lovara einschließt) (vgl. Samer 2001: 65f.).

Diese Anerkennung als Volksgruppe war ein deutliches Zeichen des Endes einer *"Ära der Zurückgezogenheit, der Selbstverleugnung und der widerstandslosen Anpassung an die von der Mehrheitsbevölkerung verordneten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen"* (Schneller 1994: 55). Diese Ära ging für die österreichischen Roma und Sinti Ende der 1980er bzw. Anfang der 1990er Jahre zu Ende. Erheblichen Einfluss übte Cejja Stojkas 1988 erschienenes Buch „Wir leben im Verborgenen“ aus, das völlig offen und vom Standpunkt einer Lovarkinja⁵ über die Geschehnisse der nationalsozialistischen Verfolgung und die Nachkriegszeit berichtet. Dazu kam die Immigration von Roma (vor allem aus dem ehemaligen Jugoslawien) nach Österreich, die ihre Muttersprache Romanes noch perfekt beherrschten und deren Familienstrukturen intakt geblieben waren. Sie beeinflussten die Kulturszene der österreichischen Roma und Sinti erheblich (vgl. Baumgartner 1995: 120, zit. nach Bayer 1994: 39). Nach Samer wirkte sich die Anerkennung als Volksgruppe positiv auf den Deklarationswillen der Roma aus: Nach der Anerkennung wurde die Sprache „Romanes“ zum ersten Mal im Rahmen der Volkszählung 2001 erhoben, wobei diese Zahl natürlich nicht die Gesamtzahl der Roma widerspiegelt. Insgesamt leben in etwa 2000 Roma im Burgenland,

⁴ Im österreichischen Volksgruppengesetz bezieht sich der Begriff „Roma“ auf die Gruppe der Roma, der Sinti und der Lovara, wobei jede Gruppe verschiedenen Untergruppen beinhaltet. In dieser Arbeit wird möglichst versucht, alle drei Gruppen zu nennen, für eine bessere Lesbarkeit steht der Begriff „Roma“ bzw. „Roma und Sinti“ hier aber *immer* für alle drei Gruppen.

⁵ Bezeichnung für eine weibliche Angehörige der Gruppe der Lovara, einer Untergruppe der Roma, die in ganz Europa lebt (von „ló“, ungar. für „Pferd“, da die Lovara früher vor allem im Pferdehandel tätig waren).

wobei allein 200 Personen im Raum Oberwart bzw. in Unterwart wohnen (vgl. Samer 2001: 9).

1.20. Rechtliche Aspekte der Anerkennung als österreichische Volksgruppe

Als Volksgruppe wird eine Minderheit nach österreichischem Gesetz anerkannt, wenn folgende vier Merkmale gegeben sind: Die Angehörigen der Minderheit sind österreichische StaatsbürgerInnen, die Volksgruppe entspricht dem Beheimatungsprinzip (d.h., ihre Angehörigen leben auf österreichischem Territorium) und ihre Angehörigen besitzen eine nichtdeutsche Muttersprache, wie auch ein eigenes Volkstum (vgl. Baumgartner 2004: 197).

Die Definition der österreichischen Volksgruppen (österreichische Staatsbürgerschaft, Beheimatungsprinzip) macht deutlich, dass nur eine kleine Gruppe der in Österreich lebenden Roma / Sinti in diese anerkannte Gruppe fällt. Dazu gehören die autochthonen, größtenteils im Südburgenland angesiedelten Roma, die Lovara, sowie jene in städtischen Ballungszentren bzw. in deren Nähe lebenden Sinti. Natürlich sind Angehörige dieser Gruppen in andere Teile Österreichs migriert. Die größtenteils in den 1960er bzw. 70er Jahren nach Österreich immigrierten Roma / Sinti besitzen rein rechtlich gesehen also keinen Volksgruppenstatus, was auch umstritten ist, wie ein Mitarbeiter des Romatheaters „Rota“ betont:

„Und insbesondere diese Spaltung zwischen autochthonen und zugewanderten Roma ist überhaupt eine Zumutung, weil in erster Linie, diese Roma, die die österreichische Staatsbürgerschaft haben, sind Teil dieser Gesellschaft, die kann man jetzt nicht extra sondieren in derartige österreichische Roma, die aber keinen Genuss haben von dem Minderheitengesetz bzw. der Anerkennung als Volksgruppe.“ (Interview F)

Im Dezember 1993 wurde den Roma, Sinti und Lovara als letzter der in Österreich lebenden Minderheiten der Status einer Volksgruppen verliehen, welcher mit folgenden Rechten verbunden ist: Erstens hat die Volksgruppe das Recht den Volksgruppenbeirat zu beschicken, der „das kulturelle, soziale und wirtschaftliche Gesamtinteresse der Volksgruppe zu wahren und zu vertreten hat“ und welcher zur Beratung der Regierung bzw. der MinisterInnen in Volksgruppenangelegenheiten eingerichtet ist (vgl. Henke 1988: 250). Zweitens hat die Volksgruppe Anspruch auf (u.a. finanzielle) Förderung durch den österreichischen Staat. Ein weiterer Aspekt der Anerkennung sind die zweisprachigen topographischen Ortsbezeichnungen in bestimmten Gebieten – was im Fall der Roma und Sinti allerdings nicht durchgeführt wurde, da hierfür eine Volkszählung nötig wäre, die einen Bevölkerungsanteil von mindestens 10 % Minderheitsangehörigen ergeben müsste. Man muss allerdings auch bedenken, dass das Roman auch erst vor kurzem kodifiziert wurde.

Außerdem berechtigt die Anerkennung eine Volksgruppe zur Verwendung ihrer eigenen Sprache bei bestimmten Behörden, allerdings gibt es bis heute keine BeamtInnen, die der Sprache der Burgenland-Roma mächtig wären. Das Recht auf die Verwendung der Muttersprache spielt auch in Hinblick auf die Schulen der entsprechenden Gemeinden eine Rolle, wo Romakinder das Recht auf muttersprachlichen bzw. zweisprachigen Unterricht hätten. Inwiefern junge Roma des Roman mächtig sind, ist schwer festzustellen, mehrere InterviewpartnerInnen bestätigten mir aber, dass es kaum mehr Jugendliche gäbe, die die Sprache wirklich aktiv beherrschen (dazu noch ausführlich im empirischen Teil).

Es ist noch hinzuzufügen, dass die Anerkennung der Volksgruppe durch jedes Bundesland einzeln erfolgt, wobei die Roma / Sinti von allen neun österreichischen Bundesländern als Volksgruppe anerkannt sind und somit die einzige „gesamtösterreichische“ Volksgruppe darstellen (vgl. Brandt 2003: 70).

1.21. Die Sprache der Roma / Sinti

Zur Rolle der Sprache der Roma, wobei der von den autochthonen burgenländischen Roma gesprochene Dialekt „Roman“ genannt wird, ist zu sagen, dass vor allem Prof. Dieter Halwachs an der Universität Graz sehr viel zur Kodifizierung und Verschriftlichung des Roman gearbeitet hat. Die Kodifizierung begann 1994 und wurde 1996 vorläufig abgeschlossen (vgl. Deman / Glaeser 1999: 13). Die Bemühungen zur Verschriftlichung werden von den Angehörigen der Minderheit selbst sicherlich unterschiedlich gesehen, bei jenen Roma, die selbst noch den Holocaust miterlebt haben, entstehen vielleicht eher Ängste und Vorbehalte. Die eigene Sprache war immer ein „sicheres Medium“, welches die oft als feindlich erlebte Außenwelt nicht verstand – eine Verschriftlichung bzw. das Unterrichten der Sprache würde Nicht-Roma Einblick in diese Welt geben (vgl. Alpögger 2004: 14). Diese heute noch bestehende Angst vor der Offenlegung der eigenen Sprache wurde mir auch in einem Interview mit einer Romni bestätigt, die früher selbst für die Romaorganisation Romano Centro gearbeitet hat. Gerade in Oberwart hat das Rohrbombenattentat im Jahr 1995 viel Vertrauen, das bereits im Laufe des Kodifizierungsprojekts entstanden war, zerstört. Roma, die zuerst an einem Projekt beteiligt waren, dessen Ziel die Erfassung ihrer Lebensgeschichte war, änderten aus Angst vor ihrer Sichtbarwerdung und den daraus entstehenden Gefahren ihre Meinung.

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht gestaltet sich der Sprachunterricht insofern problematisch, als dass im Fall der Burgenland-Roma ein bestimmter Dialekt des Romanes unterrichtet wird,

nämlich das Roman. Zur starken Beeinflussung des Romanes bzw. des Roman durch die jeweilige Landessprache (was eben zur parallelen Existenz vieler verschiedener Dialekte geführt hat) ist zu sagen, dass das Romanes ohne Lehnwörter, welche eben aus der Sprache der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft entnommen werden, nicht auskommt.

Sinti sind der Verschriftlichung ihrer Roman-Variante gegenüber eher ablehnend eingestellt, vor allem aus Respekt gegenüber den Holocaust-Überlebenden, wie auch eine Mitarbeiterin des „Verein Ketani für Sinti und Roma“ sagt:

„Die ältere Generation, also würden wir das im Verein zum Beispiel machen [Romanes-Kurse für Nicht-Sinti anbieten, Anm.], niemals akzeptieren. Da ist sehr viel Angst dahinter, es hängt auch damit zusammen, dass während der Nazi-Herrschaft, die Eva Justin, die Mitarbeiterin vom Dr. Ritter, sich über das Romanes, über die Sprache, in die Familien eingeschlichen hat, die Ceija Stojka erzählt das ja auch ganz gut, und eigentlich das Vertrauen der Menschen gekriegt hat und sie alle verraten hat und sie an den Abtransport weitergegeben hat.“
(Interview D)

Die Vereine Romano Centro bzw. Roma-Service bieten Romanes-Kurse an, wie auch die Roma-Volkshochschule in Oberwart. An der Volksschule in Oberwart wird Romanes als „unverbindliche Übung“ seit dem Schuljahr 1999 / 2000 unterrichtet (vgl. Deman / Glaeser 1999: 11). (Die Rolle des Roman-Unterrichts wird im empirischen Teil noch ausführlich behandelt.)

1.22. Der „Verein Roma“ und sein Tätigkeitsfeld

Da im empirischen Teil meiner Arbeit vor allem der Einfluss bzw. die Rolle des Vereins Roma sowie des Vereins Roma-Service in Zusammenhang mit der Anerkennung als Volksgruppe bzw. mit der Veränderung der Lebensumstände der Roma untersucht werden soll, werde ich im Folgenden einen kurzen Überblick über Entstehung und Tätigkeiten der beiden Vereine geben.

Wie bereits im Kapitel über die Anerkennung der Roma, Sinti und Lovara als österreichische Volksgruppe angeschnitten, setzte der Verein Roma seine Tätigkeiten zum Zeitpunkt seiner Gründung am 15. Juli 1989 folgendermaßen fest: An erster Stelle stand die Verbesserung der Lebenssituation der Roma in Österreich, das Aufzeigen der (anhaltenden) Diskriminierung der Roma in den verschiedensten Lebensbereichen und die aktive Mitarbeit beim Abbau derselben. Der Fokus lag also auf der Verbesserung der Situation der Roma am Wohn- und Arbeitsmarkt bzw. die Verbesserung der Bildungslage. Des Weiteren sollte die Anerkennung als Volksgruppe erreicht werden, was ja bereits im Dezember 1993 – in Zusammenarbeit mit

dem „Kulturverein österreichischer Roma“, der die erste Petition an den Nationalrat stellte – geschah (s. auch S. 35). Der kulturelle Austausch zwischen Roma und Nicht-Roma sowie die Bewusstmachung der eigenen Kultur, Sprache und Geschichte der Roma sollten auch durch den Verein gefördert werden. Ebenso wurde die Zusammenarbeit mit österreichischen, wie auch internationalen Romavereinen als Vereinsziele festgesetzt (vgl. Samer 2001: 62).

Neben den eben beschriebenen Tätigkeiten stellte die Unterstützung in tagtäglichen Angelegenheiten der Roma stets einen wichtigen Teil der Vereinsarbeit dar. Diese Arbeit hatte bereits vor Gründung des Vereins durch die Projektmitarbeiterinnen Lotte Hirl und Renate Holpfer begonnen, welche im Rahmen der damaligen Arbeitsmarktverwaltung (heute AMS) ihre Arbeit in der „Koordinations- und Anlaufstelle für Roma“ begonnen hatten. Diese Beratungseinrichtung wurde aus den Mitteln der Arbeitsmarktförderung finanziert. Die Beratungsstelle war über ihren Geschäftsführer mit dem Verein Roma verbunden. Im Laufe der Zeit wurde sie noch um die außerschulische Lernbetreuung erweitert, die durch eine ausgebildete, vom Unterrichtsministerium bezahlte, Lehrkraft erfolgte und bis heute besteht, wobei zur Zeit zwei Mitarbeiter in der Lernbetreuung tätig sind. Die Auswahl der Mitarbeiter folgt dem Grundsatz, dass mindestens einE BetreuerIn Rom / Romni ist und die SchülerInnen somit (auch) in der Muttersprache Roman betreut werden können (vgl. Samer 2001: 63).

Der Verein versuchte auch von Beginn an, Kultur und Selbstbewusstsein der Roma durch kulturelle Aktivitäten zu fördern. Man wollte die Verwendung des Roman fördern, eine Idee, die beispielsweise im Rahmen von Kinder- und Jugendlichenaktivitäten umgesetzt wurde, wo sie spielerisch ermutigt wurden, ihre Muttersprache zu benutzen (soweit entsprechende Kenntnisse vorhanden sind). Bald entstand die Idee Roman-Kurse anzubieten, scheiterte anfangs aber am Mangel didaktischen Materials. So entstand im Herbst 1993 die Zusammenarbeit des Vereins mit der Universität Graz, welche die Kodifizierung und Didaktisierung des Roman zum Ziel hatte. Außerdem begannen einige Vereinsmitglieder Geschichten und Lieder der Roma aufzuzeichnen, es wurde auch ein Musikverein sowie eine Tanzgruppe gegründet, in welchem Jugendliche aus Ober- und Unterwart zusammenwirkten, die heute allerdings nicht mehr bestehen (vgl. Samer 2001: 67f.)

Transformative Prozesse wie die Öffnung der Roma-Kultur und vor allem der Versuch, selbstbewusst mit den eigenen Wurzeln umzugehen, erfordern natürlich eine gewisse Zeit. Viele Roma, vor allem aus der älteren Generation bzw. aus der Generation der Holocaust-

Überlebenden, sahen diese Entwicklungen sehr kritisch und befürchteten letztendlich nur negative Folgen für ihre Gemeinschaft. Ein Mitarbeiter des „Kulturvereins österreichischer Roma“ meint: *„Da war eine gewisse Angst aus der nationalsozialistischen Vergangenheit von der Seite der Überlebenden“* (Interview E) und betont gleichzeitig – in Hinblick auf die Zeit der Vereinsgründung – er habe versucht, die Leute zu einer Öffnung zu motivieren. Wobei es meiner Meinung nach ohnehin an der Mehrheitsgesellschaft war, sich wirklich zu öffnen, im Sinne eines respektvollen und interessierten Umgangs mit den Burgenland-Roma. Zur Unterstützung dieses Prozesses organisierte der Verein Roma zwischen Feber und Juni 1993 die dreiteilige Veranstaltungsreihe „Roma-Kultur nach dem Holocaust – Roma Ilétó báló holocaust“, in deren Rahmen Roma-Musik, Literatur und Malerei gezeigt wurden. Ein weiteres Projekt wurde zwischen Dezember 1993 und Juni 1994 durchgeführt: An sechs Tagen präsentierten VertreterInnen von Romaorganisationen aus Österreich und anderen mittel- bzw. osteuropäischen Ländern ihre Ideen zum Thema „Kei oh drom tschal – Wohin führt der Weg? Roma-Identität am Ende des 2. Jahrtausends“. Es wurden sowohl Lebensweise und Kultur der Roma in den jeweiligen Ländern präsentiert, als auch Missstände, Lösungen und Entwicklungsmöglichkeiten diskutiert.

Ein sehr wichtiges Projekt des Vereins bestand in der Realisierung des Films „Amen sam, so amen sam – Wir sind, wie wir sind“, welcher ein *„filmisches Portrait der Roma im Burgenland“* (Verein Roma) darstellt und in welchen die Auswirkungen der Jahrhunderte langen Verfolgung und Diskriminierung der Roma, sowie eine mögliche (Neu-) Definition ihrer Identität thematisiert werden (vgl. Samer 2001: .69)

Als zweiter burgenländischer Roma-Verein wurde im Jahr 2003 das **Roma-Service** gegründet, welches seinen Arbeitsschwerpunkt in der Förderung der Sprache, des Burgenland-Roman, sieht. Das Roman wird

„als bestimmender Faktor der inneren und äußeren Identität der Volksgruppe angesehen. Roma-Service hält daher die Bewahrung, Belebung und Weitergabe des Roman für die langfristig vielversprechendste Strategie, der Diskriminierung und Segregation, letztlich dem Verschwinden der Roma im Burgenland entgegenzuwirken.“ (Roma-Service)

Entsprechend liegt der Fokus der Vereinsarbeit auf der Organisation von Roman-Unterricht, auf einer ständigen Erweiterung Roman-sprachiger Literatur (beispielsweise wurde bereits eine Roman-Version der katholischen Bibel herausgegeben) und auch in Übersetzungen von Dokumenten und Texten auf Roman. Außerdem sind die Vereins-Mitarbeiter regelmäßig mit

dem Rom-Bus, einer fahrbaren Biblio- bzw. Mediathek regelmäßig in den verschiedenen Regionen Österreichs unterwegs, vor allem in den Bundesländern Burgenland, Wien und Niederösterreich.

Da die wenigen KZ-Überlebenden ihre Muttersprache nicht mehr an die nachfolgende Generation weitergegeben hat, ist der Spracherhalt beinahe unmöglich geworden – die Angst vor Diskriminierung bzw. der verzweifelte Entschluss zur absoluten Assimilierung hat das Burgenland-Roman zu einer aussterbenden Sprache gemacht. Ein Mitarbeiter des Vereins meint selbst: *„Dass es einfach schon – ich sag jetzt einmal - wahrscheinlich fünf vor zwölf ist, dass die Sprache schon zum Aussterben verurteilt ist.“* (Interview A).

Weiters gibt der Verein die vierteljährlich erscheinende zweisprachige Zeitschrift d|ROM|a heraus, welche auf Deutsch und Roman über aktuelle Projekte, wie auch über jene die Kultur und Geschichte der österreichischen sowie in anderen – vor allem den neuen EU-Ländern – lebenden Roma betreffende Entwicklungen berichtet (vgl. Roma-Service).

Das Attentat 1995 und seine Folgen

War es durch die oben beschriebenen Bemühungen zu zaghaften Schritten einer Annäherung von Roma und Nicht-Roma gekommen, so änderte sich diese Situation schlagartig mit dem Rohrbombenattentat in der Nacht des 4. Februar 1995, bei welchem vier Roma aus der Oberwarter Roma-Siedlung zu Tode kamen. Dieses Attentat war das schlimmste politische Attentat gegen Roma seit dem Ende des nationalsozialistischen Regimes (und der zweiten Republik).

Die vier Opfer des Attentats wurden erst am Morgen des nächsten Tages, dem 5. Feber, von einem Rom auf dem Weg Richtung Unterwart gefunden. Zuerst vermuteten die örtlichen Behörden, dass sich die Männer selbst getötet hätten, wie sie versuchten, die Tafel mit der Aufschrift „Roma zurück nach Indien!“ zu sprengen. Darauf hin wurde – nach Einholen einer richterlichen Genehmigung – die gesamte Oberwarter Romasiedlung durchsucht (vgl. Samer 2001: 74f.). Eine Oberwarter Romni, die ich im Beschäftigungsprojekt „Mri Buti“ teilnahm, beschreibt die Hausdurchsuchung in ihrem Haus: *„Die Denise [ihre Tochter, Anm.], im Kinderbett war’s, sogar dort haben’s reing’schaut, und in die Windelkübel.“*, *„Na, die haben ja alles umgedraht.“*, *„Die [Polizei, Anm.] stürmen in mein Haus, durchsuchen alles und ich hab jemanden verloren.“* (Interview B). Nach der ergebnislosen Durchsuchung deutet der

Innenminister am 6. Feber zum ersten Mal die Möglichkeit eines (politisch motivierten) Attentats an. Das Vorgehen von Polizei und Behörden hatte deutlich gemacht, dass Roma (immer noch) anders behandelt werden (können) als die Mehrheitsbevölkerung (ebd.). Die Durchsuchungen und Vernehmungen der Roma erinnerten an Epochen österreichischer Geschichte, die längst der Vergangenheit angehören: Die Täter wurden zuerst in den Reihen der Opfer gesucht, Hinterbliebene mussten Rede und Antwort stehen anstatt Unterstützung und Mitgefühl zu erfahren.

Als schließlich feststand, dass die vier getöteten Roma Opfer eines Anschlags geworden waren, reagierte die Politik (endlich) angemessen: Der damalige Bundeskanzler Vranitzky drückte zusammen mit Vizekanzler Busek „Abscheu und Ekel“ (Die Presse vom 7.2.1995, 12, zit. nach Samer 2001: 77) angesichts dieses Anschlags aus, Bundespräsident Klestil beklagte den „Verlust des Lebens von vier Österreichern“ (der Standard vom 7.2.1995, 8, zit. nach Samer 2001: 77). Hinweise wie jener des Bundespräsidenten, dass es sich ja um vier „Österreicher“ gehandelt hatte bzw. die Betonung des „Österreichertums“ der Roma waren in den Wochen nach dem Attentat noch öfter zu hören und lesen.

1.23. Auswirkungen des Attentats

1.23.1. Medienreaktionen

Im Vergleich zur Anerkennung der Roma / Sinti als Volksgruppe im Jahr 1993, zog das Attentat weit mehr Medieninteresse auf sich. Die Oberwarter Roma und mit ihnen alle österreichischen Roma rückten nun plötzlich ins Rampenlicht der Berichterstattung. Soziale Randlage und Diskriminierung der Roma wurden erstmals ausführlich thematisiert, andere wichtige Themen wie die fehlende Anerkennung der Volksgruppe bzw. die nie wirklich stattgefundenen Entschuldigung österreichischer Autoritäten für die während des „dritten Reichs“ verübten Verbrechen wurden leider nicht angesprochen. Natürlich hielt dieses Medieninteresse nur kurz an und fokussierte dann sehr schnell auf die Täterverfolgung (vgl. Samer 2001: 76). Trotzdem wirkte sich das Medieninteresse auch positiv auf die Situation der Roma aus, da deutlich gezeigt wurde, dass ihre Lebensverhältnisse in keiner Weise mit jenen der Mehrheitsbevölkerung vergleichbar waren und dringend verbessert werden mussten.

1.23.2. Reaktionen politischer Akteure

Obwohl die Diskriminierung und gesellschaftliche Exklusion durchaus Thema der Medienberichterstattung waren, wurde das Attentat doch rasch zu einem „Verbrechen gegen die Republik“ und die Demokratie in Österreich stilisiert (vgl. Samer 2001: 77f.). Dieser Darstellungsweise folgend waren PolitikerInnen nun bemüht, das funktionierende und friedliche Zusammenleben der Volksgruppen im Burgenland zu unterstreichen, der damalige Landeshauptmann Stix bezeichnete das Burgenland sogar als internationales Vorbild für das friedliche Zusammenleben verschiedener Volksgruppen. Man werde nicht zulassen, dass jemand durch ein solches Attentat einen „Keil“ zwischen die verschiedenen Teile der österreichischen Gesellschaft treibt, wurde lautstark proklamiert. Die Realität sah sowieso ganz anders aus, dort fanden Ausgrenzung und Diskriminierung tagtäglich statt – in welche „geeinte“ Gesellschaft hätte dieser „Keil“ also stoßen können?

1.23.3. Auswirkungen auf die Volksgruppe und auf die Volksgruppenarbeit

Das Attentat beeinflusste natürlich auch die Arbeit des Vereins Roma: Es hatte die Romagemeinschaft in Oberwart und in ganz Österreich zutiefst eingeschüchtert und verunsichert. Die Entwicklung hin zu einem neuen ethnischen Selbstbewusstsein der Roma brach abrupt ab, die Ermordung der vier Roma hatte jenen, die vor der Öffnung zur Mehrheitsgesellschaft und vor allem vor dem Kampf für die eigenen Rechte gewarnt hatten, Recht gegeben.

Der Verein versuchte weiterhin, das Vertrauen in seine Arbeit zu stärken und betonte, dass die Roma bzw. die RomavertreterInnen in Österreich nie einen auf Konfrontation basierenden Diskurs geführt hätten – alles, was je gefordert wurde, waren Rechte, die andere Minderheiten bzw. Volksgruppen (teilweise) schon jahrzehntelang besitzen (vgl. Samer 2001. 79).

Die RomavertreterInnen wiesen weiterhin auf die Missstände in den Gemeinden und die ungerechte Behandlung der Roma hin. Diese Bemühungen nahmen mit den folgenden Projekten konkrete Gestalt an, was meiner Meinung nach auch auf das verstärkte Medieninteresse, das bei der Anerkennung 1993 in dieser Form ja überhaupt nicht gegeben war, zurückzuführen ist. Nachdem auch BundespolitikerInnen die Stelle des Attentats besucht hatten und die Lage der burgenländischen Roma deutlich wurde, fand ein Treffen von Bundeskanzler, Landeshauptmann, Bürgermeister, sowie einem Landtagsabgeordneten und den VertreterInnen des Verein Roma statt, bei welchem der Verein folgende Forderungen

stellte (vgl. Forderungskatalog des Verein Roma anlässlich des Treffens mit Bundeskanzler Dr. Vranitzky am 8.2.1995, zit. nach Samer 2001: 81):

- ♦ *Verbesserung der Wohnsituation der Roma in Österreich*
- ♦ *Sofortige Verbesserung der Wohnsituation der Roma in der Oberwarter Siedlung und die Errichtung eines Siedlungszentrums*
- ♦ *Verstärkte Unterstützung von Arbeitsplätzen und mindestens ein Einkommen pro Familie*
- ♦ *Größere Räumlichkeiten für die Roma-Beratungsstelle und eineN zusätzlichen SozialarbeiterIn*
- ♦ *Weitergehende Finanzierung der Beratungsstelle und 100%-ige Kostenübernahme*
- ♦ *Finanzielle Unterstützung zum Kultur- und Spracherhalt, muttersprachliche Kindergartenbetreuung und Herstellung von Lehrbüchern in Roman*

Zwar wurden der Beratungsstelle bereits im Frühjahr 1995 größere Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, die Umsetzung der übrigen Forderungen begann allerdings erst im Juni 1996 im Rahmen des „Roma-Projektes“ der Gemeinde Oberwart (vgl. Samer 2001: 81). Ziel des Projektes war die Erfassung der Wohn- und Beschäftigungssituation der in Oberwart lebenden Roma, sowie die Dokumentation der von den Betroffenen gestellten Forderungen. Diese im dokumentarischen Teil gesammelten Informationen sollten in einer zweiten Projektphase in konkrete Maßnahmen zur Verbesserung der Wohn- und Beschäftigungssituation der Roma übergeführt werden. Dieser Maßnahmenkatalog wurde den Roma vorgelegt, bis zum tatsächlichen Beginn des Umbaus der Siedlung verging allerdings ein weiteres Jahr, was vor allem auf Finanzierungsprobleme zurück zu führen war. Die schließlich umgesetzten Renovierungsarbeiten stießen allerdings nicht nur auf Wohlwollen – die Oberwarter Zeitung meint etwa, *„die Roma sollten wie alle anderen Hauseigentümer aus eigenem für die Erhaltung der von ihnen bewohnten Häuser aufkommen“*, schließlich hatten sie nach dem Attentat *„Zuwendungen erhalten, die die Millionengrenze überschreiten“* (OZ vom 10.7.1996, 13, zit. nach Samer 2001: 83). Die Stadtverwaltung rechtfertigt sich im Mitteilungsblatt der örtlichen SPÖ folgendermaßen: *„Unsere Roma haben sich an den Sanierungsarbeiten zu beteiligen. Nur dann werden (...) diese beträchtlichen Geldmittel zur Verfügung gestellt.“* (Oberwart aktuell 2/1996, 2f., zit. nach Samer 2001: 83). Angesichts des Verhaltens der burgenländischen und österreichischen Autoritäten gegenüber den Roma und ihrer Gleichgültigkeit gegenüber deren Diskriminierung ist es meiner Meinung unglaublich,

dass auch noch Forderungen an die Roma gestellt wurden, als ihre Wohnungen endlich an die Standards der österreichischen Durchschnittsbevölkerung angepasst werden sollten. Die Renovierungsarbeiten waren im Herbst 1999 beendet, hatten rund viereinhalb Jahre (seit dem Attentat gerechnet) in Anspruch genommen und waren mehr als notwendig. Diese Tatsachen hielten ein Regionalblatt trotzdem nicht davon ab, Kampagne dagegen zu machen und die Politik fand sich schließlich in der Situation, ein Projekt zu verteidigen, dessen Durchsetzung ihre Verpflichtungen gegenüber den Roma als StaatsbürgerInnen sowieso erforderte und mit welchem sie jenen Pflichten endlich – zumindest teilweise – nachgekommen waren.

Das Bildungs- und Qualifizierungsprojekt stellte ein weiteres großes Modul des „Projektes Roma“ dar: In einem dreistufigen Projekt sollten zuerst Grundkenntnisse wie lesen, schreiben, rechnen vermittelt werden, gefolgt von einem vom BFI durchgeführten sechswöchigen Berufsorientierungskurs, nachdem auch konkrete Unterstützung bei der Arbeitsplatzsuche angeboten wurde. Die letzte Projektphase sollte einerseits schwervermittelbaren oder langzeitarbeitslosen Roma die Möglichkeit zur Aneignung einiger grundlegender handwerklicher Fähigkeiten geben und andererseits einen zweijährigen Facharbeiterkurs für interessierte Roma anbieten. Diese Phase, die als einzige über die Vermittlung der grundlegendsten Fertigkeiten hinausging, wurde nicht durchgeführt – meiner Meinung nach ein weiterer Hinweis darauf, dass man vom Umdenken und vom Willen, die Roma wirklich so gut und vollständig wie möglich in die Gesellschaft zu integrieren, noch immer weit entfernt war (vgl. Samer 2001: 85).

Als letzter Punkt soll noch kurz die Gründung des „Roma-Fonds“ angesprochen werden, welcher vor allem aus den Mitteln, die nach dem Attentat gespendet worden waren, gespeist wurde. Der Fonds sollte vor allem drei Zielen dienen: Der Unterstützung der Angehörigen der durch das Attentat getöteten Roma, die Förderungen der Schul- und Weiterbildung aller Roma und der Abfederung von Härtefällen in Romafamilien in ganz Österreich (vgl. Samer 2001: 86).

Forschungsfeld und Feldzugang

Bei den österreichischen Roma können zwei verschiedene Gruppen mit jeweils eigenem historischem Hintergrund unterschieden werden: Einerseits leben die als Volksgruppe anerkannten autochthonen Roma im Burgenland, wobei Oberwart, wo rund die Hälfte aller burgenländischen Roma lebt, die größte Gemeinde ist, gefolgt von Oberpullendorf, Güssing und Jennersdorf, wo jeweils rund 17 % der burgenländischen Roma leben. Die zweite Hälfte der in Österreich lebenden Roma wohnt in Wien, wobei es sich bei dieser Gruppe vor allem um aus (Ex-) Jugoslawien, Rumänien und Bulgarien immigrierte Roma handelt. Die erste, autochthone Gruppe wurde im Jahr 2001 auf ca. 4.870 Personen geschätzt, wobei es fraglich ist, ob es sich dabei um die tatsächliche Gesamtgröße der burgenländischen Roma handelt. Die zweite, allochthone Gruppe umfasst in etwa 4.900 Personen (Schätzung 2001) (vgl. Baumgartner 2001: 102).

Im Rahmen dieser Erhebung werden qualitative Interviews mit den Angehörigen der Volksgruppe der Burgenland-Roma durchgeführt und zwar mithilfe eines Leitfadens. Die Befragten wohnen größtenteils in der südburgenländischen Stadt Oberwart bzw. deren Umgebung.

1.24. Beschreibung der sozioökonomischen Bedingungen im Forschungsfeld

Auf der Basis Helmut Samers Buch „*Die Roma von Oberwart. Zur Geschichte und aktuellen Situation der Roma in Oberwart*“, soll hier noch eine kurze Beschreibung der Wohnverhältnisse der Roma in Oberwart gegeben werden, danach folgt ein kurzer statistischer Überblick über Beschäftigungssituation und Bildungsstand der Roma in Oberwart. Da die von mir befragten Personen größtenteils in Oberwart wohnen, soll dieser Teil den bereits gewonnen Einblick in die gesellschaftliche Lage der Roma mit entsprechenden sozioökonomischen Maßzahlen ergänzen.

1.24.1. Wohnsituation

1995 lebten die meisten in Oberwart lebenden Roma in der örtlichen Romasiedlung „Am Anger“, welche zu diesem Zeitpunkt ca. 120 Personen umfasste. Einige Familien zogen auch in den Gemeindebau in der Andreas-Hofer-Siedlung, sie stellen aber nur eine kleine Gruppe dar. Mit ihren 120 EinwohnerInnen ist die Oberwarter Siedlung nicht nur die größte im

Burgenland, sondern auch jene, die am weitesten von der Stadt entfernt liegt – bevor in den letzten Jahren einige neue Gebäude im Umfeld entstanden, betrug die Distanz zum nächsten Haus rund 500 Meter.

Die Siedlung besteht aus zwei Reihenhaussiedlungen mit insgesamt zwölf Wohneinheiten, weitere sieben Einfamilienhäuser liegen in nächster Nähe. 1995 wohnten in der gesamten Reihenhaussiedlung 66 Personen, pro Person beträgt die Wohnnutzfläche also 8,74 m² (im Vergleich zu 33 m² im österreichischen Durchschnitt). Es wohnten also bis zu zehn Personen in einer Wohneinheit von 40 oder 55 m².

In den erwähnten Einfamilienhäusern war die Situation nicht viel besser: auf drei der sieben Häuser kamen 29 Personen bzw. fünf Familien.

Grundlegendes Problem aller Romafamilien sind die schlechten Einkommensverhältnisse, die dazu führen, dass zwei – oder manchmal drei – Generationen auf engstem Raum zusammenleben (müssen).

In Folge des Briefbombenattentats und des darauf folgenden Medieninteresses, das die Politik zum Handeln zwang, kam es zur Generalsanierung der Romasiedlung, wobei die örtliche Stadtverwaltung immer wieder darauf hinwies, dass den Roma nichts geschenkt würde. Allein, dass sich die Stadtverwaltung – in Anbetracht der damals herrschenden öffentlichen Meinung – erklären bzw. rechtfertigen muss, zeigt, welche Meinung Mitte bzw. Ende der 1990er Jahre immer noch in Oberwart vorherrschte. Obwohl es doch so war, dass die Mehrheitsgesellschaft (nicht nur in Oberwart) den Roma wohl einiges „schuldete“: die dem Nazi-Regime folgenden Jahrzehnte der Ignoranz gegenüber den an Roma und Sinti verübten Verbrechen, ihre sehr späte Anerkennung als Opfer des Holocaust, Jahrzehnte der Diskriminierung und allgemein schlechte Lebensbedingungen für Roma und Sinti.

Eine Alternative, die den Roma im Zuge der Vorbereitungsarbeiten zur Sanierung 1995 vorgeschlagen war, nämlich die Siedlung zu verlassen und anderen Wohnraum zur Verfügung gestellt zu bekommen, wurde von den Roma mehrheitlich abgelehnt.

1.24.2. Beschäftigungs- bzw. Einkommenssituation der Roma in Oberwart

Die folgenden Daten wurden im Rahmen der vom WIFO für das Arbeitsmarktintegrationsprojekt „Mri Buti“ durchgeführten Studie erhoben. Die folgenden Zahlen bestätigen die bereits beschriebene soziale Randlage der Roma:

2004 waren **67,4 %** der in Oberwart lebenden Roma arbeitslos (vgl. Leoni 2004: 38), im Vergleich zu 5,6 % der übrigen burgenländischen Bevölkerung sowie zu 4,9 % im österreichischen Durchschnitt (vgl. Statistik Austria, Arbeitsmarktstatistik 2004: 51). Die Arbeitslosenquote der Roma ist hiermit zwölfmal so hoch wie jene der burgenländischen Bevölkerung.

Die von Leoni durchgeführte Erhebung zeigt des Weiteren, dass **44,6 %** der Roma in Oberwart Arbeitslosengeld erhalten, weitere 13,8 % verfügen über keinerlei Einkommen und 6,2 % erhalten Sozialhilfe. Arbeitslosengeld stellt sowohl für Männer (58,5 %) als auch für Frauen (29 %) die wichtigste Einkommensquelle dar. Ein signifikanter Unterschied zeigt sich allerdings bei der Gruppe jener, die über keinerlei Einkommen verfügen: in diese Gruppe fallen lediglich 5,9 % der Männer, jedoch 22,6 % der Frauen (vgl. Leoni 2004: 40).

Der interregionale bzw. österreichweite Vergleich zeigt folgendes (diesmal wurden nur EmpfängerInnen von Arbeitslosengeld, Notstands- und Sozialhilfe erhoben, ohne Personen, die über kein Einkommen verfügen) (vgl. Leoni 2004: 42):

Tabelle 1: BezieherInnen von Sozialleistungen, lokaler und nationaler Vergleich, in %

	Roma in Oberwart	Gesamtbevölkerung Oberwart	Österreich
Arbeitslosengeld	9,7	5,6	3,7
Notstandshilfe	30,5	1,9	1,3
Sozialhilfe	5,6	0,7	0,5

Quelle: Leoni, Thomas, 2004: The Labour Market Development of Oberwart and the Socio-Economic Situation of the Roma. WIFO Working Paper 226, Wien.

Vergleicht man die Maßzahlen der Roma mit jene der Oberwarter Bevölkerung, zeigt sich, dass fast so viele Roma Arbeitslosengeld erhalten, besonders auffällig ist der Unterschied bei der Notstandshilfe, welche lediglich 1,9 % der Oberwarter Bevölkerung beziehen, aber 30,5 % der Roma in Oberwart erhalten.

1.24.3. Bildungsstand der Roma in Oberwart

Zur Darstellung der Bildungssituation der Roma in Oberwart werden die Zahlen der von Biffli et al. verfassten Studie (vgl. Biffli 2005: 127) herangezogen, die Zahlen für Gesamtösterreich

stammen aus der Bildungsstand-Erhebung der Statistik Austria aus dem Jahr 2004 (vgl. Statistik Austria 2008: 1).

Tabelle 2: Vergleich höchste abgeschlossene Schulbildung Roma in Oberwart und Österreich 2004, in %

	Roma in Oberwart	Österreich
ohne Pflichtschulabschluss / Sonderschule	24,4	0
Pflichtschule	51,5	29,2
Lehre	9,1	33,2
BMS	7,6	13,9
AHS /BHS	7,6	14,2
Universität / FH	0	9,6
Σ	100	100

Quelle: Leoni, Thomas, 2004: The Labour Market Development of Oberwart and the Socio-Economic Situation of the Roma. WIFO Working Paper 226, Wien.

In Hinblick auf die höchste abgeschlossenen Schulbildung der Oberwarter Roma lässt sich sagen, dass jene Personen, die einen Pflichtschulabschluss haben, mit rund 52 % die größte Gruppe darstellen – im Vergleich zu rund 30 % im österreichischen Durchschnitt, gefolgt von 24 % der Oberwarter Roma, welche keinen Pflichtschulabschluss besitzen. (vgl. Biffel et al. 2005: 127). Im Vergleich dazu haben 0 % der österreichischen Bevölkerung keinen Pflichtschulabschluss. Es überrascht also nicht, dass umgekehrt niemand der in Oberwart lebenden Roma einen akademischen Abschluss besaß, im Vergleich zu rund 10 % der österreichischen Bevölkerung, die eine Universität oder Fachhochschulausbildung abgeschlossen hatten.

Zusammenfassend können die Lebensbedingungen der Roma in Oberwart folgendermaßen beschrieben werden: Sie sind durch beengte Wohnverhältnisse (durchschnittlich 9 m² pro Person) und niedrige Einkommen bzw. oft Einkommen aus Arbeitslosengeld bzw. Notstandshilfe gekennzeichnet. Außerdem sind die BewohnerInnen der Oberwarter Romasiedlung unterdurchschnittlich gebildet: 2004 besaßen rund 24 % der Oberwarter Roma

keinen Pflichtschulabschluss oder einen Sonderschulabschluss, die zahlenmäßig größte Gruppe stellen mit rund 52 % jene, die die Pflichtschule abgeschlossen haben (im Vergleich zu rund 30 % der österreichischen Gesamtbevölkerung mit Pflichtschulabschluss).

Nach diesem kurzen soziodemographischen Überblick über die Lage der Roma in Oberwart wird nun das Forschungsdesign, der Feldzugang und die Kontaktaufnahmen mit den befragten Personen beschrieben.

1.25. Forschungsdesign

Im Rahmen meiner Erhebung werden Angehörige der autochthonen Burgenland-Roma befragt, ergänzend ExpertInnen und in Roma-/Sinti-Organisationen tätigen Personen, sowie in Institutionen Beschäftigte (Schule, Gemeinde).

Die vor allem in Wien lebenden Angehörigen der allochthonen Roma / Sinti-Gruppen, welche – rein rechtlich gesehen – nicht als Volksgruppe anerkannt sind, werden nicht befragt, da dies den Rahmen einer Diplomarbeit übersteigt und diese Gruppe zahlenmäßig noch nicht bestimmt ist.

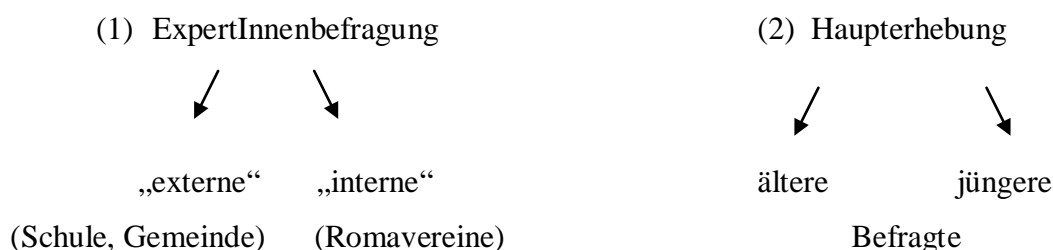
In der Befragung werden drei verschiedene Themen behandelt, wobei es natürlich Verbindungen zwischen diesen gibt: Erstens die Auswirkungen der Vereinsgründungen auf die Situation der Roma, zweitens die Folgen der Anerkennung als Volksgruppe für die Minderheit und drittens das Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma im (Süd-)Burgenland bzw. dessen Veränderung in den letzten 15 – 20 Jahren.

Folgende Hypothesen werden formuliert:

- Die Gründung von Roma-Organisationen bzw. –Vereinen bestärkt(e) Roma, sich stärker zu ihre ethnische Identität zu bekennen, vor allem in der Form verbaler Selbstdeklaration, sowie in der Ausübung spezifischer kultureller Praktiken (soweit solche bestehen) und der Weitergabe ihres kulturellen Erbes an die nächste Generation.
- Die Anerkennung der Roma als österreichische Volksgruppe bestärkte Roma, ihre ethnische Identität zu bekennen (wiederum vor allem durch verbale Selbstdeklaration, durch das Praktizieren bestimmter Traditionen etc.).
- Das Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma im Südburgenland hat sich in den letzten 15 bis 20 Jahren verbessert.

1.26. Soziodemographische Beschreibung der Stichprobe

Insgesamt wurden 24 Personen befragt, davon 19 Volksgruppenangehörigen und fünf Nicht-Roma. Die Befragten lassen sich in zwei Gruppen aufteilen: Erstens die ExpertInnen und zweitens die Befragten der Haupterhebung, wobei jede Gruppe jeweils zwei Untergruppen enthält:



Jene in Roma-Organisationen tätige Personen („interne“ ExpertInnen) sind Volksgruppenangehörige und gehören in fünf von sechs Fällen selbst einer Roma-Organisation an. Die vier „externen“ Befragten arbeiten sowohl in der Gemeinde als auch in Schulen in Oberwart und gehören nicht der Volksgruppe an. Diese Befragungen sollen der Erörterung der institutionellen Komponente der Arbeit dienen.

Zur soziodemographischen Beschreibung der Befragten sei Folgendes gesagt: Es wurden weitaus mehr Männer als Frauen befragt, was sich durch das Schneeballprinzip ergab. In der Gruppe der ExpertInnen wurden vier Frauen und drei Männer im Alter zwischen 64 und 47 Jahren befragt (fünf Volksgruppenangehörige). Drei ExpertInnen wohnen in Oberwart und Umgebung, zwei in Wien und eineN in Linz. Der Wohnort der befragten ExpertInnen wird deshalb angegeben, weil davon ausgegangen wird, dass vor Ort wohnende Personen möglicherweise einen anderen Einblick in die Thematik haben – jene eine Rolle in ihrem täglichen Leben spielt (vor allem bei den Befragten der Haupterhebung).

Im Unterschied zur ExpertInnengruppe im ersten Befragungsteil wurde in der Haupterhebung versucht, möglichst Personen, die nicht in Vereinen tätig sind bzw. zumindest nicht in leitenden Funktionen, zu befragen, was auch gelang. In dieser Befragtengruppe befinden sich drei Frauen und elf Männer im Alter zwischen auf, wobei fünf von ihnen in Vereinen tätig sind. Zehn Befragte wohnen in Oberwart und Umgebung, zwei in Wien, eine in Eisenstadt und ein Befragten lebt in Mattersburg (Mittelburgenland). Zur Altersverteilung lässt sich

sagen, dass ursprünglich geplant war, jeweils Befragtenpaare zu erheben, wobei einE BefragteR der älteren Generation (zwischen 1950 bis 1965 Geborene) und einE BefragteR der jüngeren Generation (ab 1980 Geborene) aus derselben Familie erhoben werden sollte. Dieses Erhebungsdesign sollte der Bedeutung eines intergenerationellen, kollektiven, Gedächtnisses bzw. dessen Veränderung Rechnung tragen. Diese Annahme stützt sich einerseits auf das von Mead entwickelte Identitätskonzept, wonach sich die Identität einer Person aus einer individuellen und einer kollektiven Komponente zusammensetzt (siehe Kapitel 4.2.) und andererseits auf Halbwachs' Gedächtniskonzept (vgl. Halbwachs 1985: 209). Letzteres geht davon aus, dass soziale Gruppen bestimmte kollektive Gedächtnisinhalte produzieren und diese Inhalte auch von den Gruppenangehörigen in deren persönliches Gedächtnis integriert werden. *„Gemeinsame Begriffe von Raum und Zeit, von Heimat und Lebensgeschichte, schaffen ein gemeinsames Selbstbild und wirken sinnstiftend.“* (Halbwachs 1985: 209, zit. nach Pfoser 2007: 17).

Aufgrund des schwierigen Feldzugangs wurde das Design allerdings modifiziert – es war nicht einfach, solche Befragtenpaare zu finden. Deshalb wurden vier Paare (also acht Personen) als „Paare“ befragt, die anderen Befragten teilen sich auf die verschiedenen Altersgruppen auf, ohne, dass verwandtschaftliche Beziehungen zwischen ihnen bestehen.

Bei drei der vier Paare sind die Befragten der älteren Generation zwischen 43 und 50 Jahren alt, den Ausreißer stellt ein 30jähriger Befragter dar, die entsprechenden jüngeren Befragten sind zwischen 20 und 22 Jahren alt, wiederum mit einem Ausreißer von 44 Jahren.

Das Alter der übrigen befragten Personen lag bei den Befragten der älteren Generation zwischen 58 und 43 Jahren (durchschnittlich 52 Jahre) bzw. zwischen 27 und 20 Jahren bei der jüngeren Generation (Durchschnittswert von 24 Jahren).

Der Bildungsgrad der im Rahmen der Haupterhebung Befragten entspricht meistens der zweiten Sekundarstufe: Sieben der vierzehn Befragten haben eine Lehre abgeschlossen, drei eine allgemein- oder berufsbildende höhere Schule (davon eine Studentin), zwei Befragte verfügen über ein Pflichtschulabschluss, ein Befragter ist Absolvent der PÄDAK, ein weiterer war zur Zeit der Befragung noch in Ausbildung (HTL).

Den dritten und kürzesten Erhebungsteil stellen jene in Institutionen tätigen Befragten in Oberwart dar, wobei es sich um zwei Pädagogen in örtlichen Schulen der ersten bzw. zweiten Sekundarstufe sowie den Bürgermeister Oberwarts handelt. Ziel dieser Befragungen war die

Einbeziehung der institutionellen Komponente in die Forschungsarbeit, wobei die drei Gebiete Bildung, Arbeitsmarkt und Wohnen abgedeckt werden sollten (das Thema „Arbeitsmarkt“ spielte auch schon bei den ExpertInneninterviews im ersten Erhebungsteil eine große Rolle, da eine Expertin gleichzeitig Berufspädagogin ist und Arbeitsmarktberatungen in einem Roma-Verein durchführt). Da die Roma-Siedlung in Oberwart Eigentum der Gemeinde ist (Roma sind MieterInnen, wenn sie die Wohnungen auch kostenlos und unbefristet nützen können) und auch viele Roma innerhalb der Stadt in Gemeindewohnungen leben, fiel die Wahl auf den Bürgermeister als Repräsentanten der Gemeinde. Das Durchschnittsalter in dieser Befragtengruppe liegt bei 48 Jahren.

1.27. Erhebungsinstrumente

Zur Durchführung der ExpertInnen-Interviews wurde ein Gesprächsleitfaden mit offenen Fragen verwendet, welcher nach Abschluss dieses Erhebungsteils überarbeitet wurde und in einer verkürzten und prägnanteren Form in der Haupterhebung zur Anwendung kam (siehe Anhang). In einer an die Tätigkeit angepassten Variante wurde der Leitfaden auch für die drei Interviews mit den institutionellen Befragten verwendet.

Allgemein sei darauf hingewiesen, dass der Leitfaden meistens nicht in seiner schriftlich vorgelegten Fassung befolgt wurde bzw. oft gar nicht befolgt werden konnte, da die Befragten in der Beantwortung der Fragen zu anderen Themen wechselten. Die Befragten konnten in ihren Antworten neue Themen anschneiden, was für die Interviewerin insofern von Interesse war, als es auch die Querverbindungen und Assoziationsketten der Befragten zeigte. Wurde die gestellte Frage nicht ausreichend beantwortet, wurden die Befragten durch nochmaliges Nachfragen zur Ausgangsfrage zurückgeführt.

1.28. Feldzugang

Der Feldzugang zu den befragten Personen erfolgte über Kontaktpersonen aus verschiedenen Roma-Organisationen bzw. über direkte Kontakte, die ich bei den verschiedensten kulturellen Aktivitäten knüpfte (meistens wurde ich durch eine anwesende Person, die entweder selbst Rom / Romni ist oder als Vertrauensperson in der Roma-Gemeinde gilt, vorgestellt). Bei den Kontakten über Organisationen wurde anschließend nach dem Schneeballverfahren vorgegangen, durch jene im Rahmen kultureller Aktivitäten geknüpften Kontakte konnte ein Zugang zu jüngeren Befragten geschaffen werden.

Im folgenden Teil wird nun speziell auf die vier Interviewpaare, welche sich jeweils aus einer älteren und einer jüngeren Person einer Familie zusammensetzen, eingegangen. Die Befragten der älteren Generation sind zwischen dreißig und fünfzig Jahre alt, jene der jüngeren zwischen zwanzig und zweiundzwanzig, wobei ein Befragtenpaar altersmäßig eine Ausnahme bildet (64 bzw. 44 Jahre alt). In diesem Fall wirkte der ältere Gesprächspartner bereits beim Entstehen der Initiative zur Vereinsgründung in Oberwart mit. Alle Befragtenpaare stehen in einem direkten verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander (Eltern – Kinder bzw. Onkel - Neffe).

Qualitative Datenauswertung

1.29. Auswertungsmethode

Alle geführten Interviews wurden wörtlich transkribiert. Nachdem die Datenerhebung abgeschlossen und die Transkripte den Befragten zur Ansicht überlassen worden waren, begann die Übertragung der Antworten in ein Kategorienschema zum Zweck der Zusammenfassung der Daten, wobei die Paraphrasierung gleichzeitig stattfand. Als Methode wurde also die Zusammenfassung mithilfe eines induktiven Kategorienschemas gewählt, in welchem auch die wichtigsten Zitate vermerkt wurden. Das Schema wurde laufend gebündelt und weiter selektiert, bis die endgültige Kategorienbildung feststand (vgl. Mayring 2000: 74). Bei der Auswertung wurde nach der Methode der qualitativen induktiven Inhaltsanalyse vorgegangen: Qualitativ, weil es sich um Datenmaterial auf Nominalskalenniveau handelt, welches metrisch nicht kategorisierbar ist. Induktiv bedeutet, dass die Kategoriendefinition vom Datenmaterial ausgehen geschieht, ohne sich auf theoretische Konzepte zu beziehen. Zwar wurden im ersten Teil dieser Arbeit einige theoretische Ansätze vorgestellt und deren Verwendbarkeit für die Situation der burgenländischen Roma diskutiert, sie sollen aber nicht in die Kategorisierung der Daten einfließen. Die Zusammenführung der theoretischen Grundannahmen der Arbeit und der zentralen empirischen Ergebnissen geschieht in einem abschließenden Analyseschritt, welcher auch der kritischen Beleuchtung der Ergebnisse dienen soll.

Der erklärende, verstehende Aspekt spielt bei der Datenauswertung eine zentrale Rolle, weshalb auch ein qualitativer Ansatz gewählt wurde (vgl. Mayring 2000: 17).

Die Inhalte werden in jedem Kapitel themenanalytisch dargestellt:

- Vereine und Vereinsgründung, sowie deren aktuelle Bedeutung für Roma
- Politische Anerkennung als „Volksgruppe“ und ihre Folgen
- Diskriminierungserfahrungen in den Lebensbereichen Schule, Arbeits- und Wohnungsmarkt
- Die Entwicklung der Integration von Roma bzw. des Verhältnisses zwischen Roma und Nicht-Roma
- Identität und Selbstdeklaration (sowie Sprach- und Kulturweitergabe)
- Das Rohrbomben-Attentat 1995 und seine Folgen

Im abschließenden Kapitel 7.6 werden die Ergebnisse aller Erhebungen zusammengefasst sowie einer kritischen Betrachtung unterzogen.

Die Antwortkategorien in den einzelnen Unterkapiteln sind zwecks besserer Lesbarkeit und Übersichtlichkeit kursiv geschrieben (im Unterschied zu Zitaten, welche kursiv und unter Anführungszeichen stehen).

1.30. ExpertInneninterviews

In diesem Kapitel soll nun ein Überblick über die Meinungen der befragten ExpertInneninterviews gegeben werden. Der Begriff „ExpertIn“ bezeichnet in diesem Zusammenhang vorwiegend Personen, welche in burgenländischen Roma-Organisationen tätig sind (die Ausnahme stellt die Befragte eines Sinti-Vereins dar), sowie PraktikerInnen, welche im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit im regelmäßigen Kontakt mit Roma stehen. In dieser Befragtengruppe finden sich dementsprechend auch mehrheitlich Volksgruppenangehörige. Deshalb sei auch darauf hingewiesen, dass die individuellen Erfahrungen dieser Befragten eventuell auch in ihren Antworten widerspiegeln.

In einem zweiten Teil werden die Ergebnisse der Gespräche mit jenen Befragten dargestellt, welche in pädagogischen bzw. politischen Institutionen in Oberwart tätig sind – sie sind nicht Angehörige der Volksgruppe.

1.30.1. Auswertung der Gespräche mit ExpertInnen und PraktikerInnen in Romavereinen bzw. -projekten

Vereinsziele

Die verschiedenen Vereine, welchen die befragten ExpertInnen angehören, vertreten unterschiedliche Ziele, welche im Folgenden zusammenfassend dargestellt werden.

Eine wichtige Komponente der Volksgruppenarbeit wird im sprachlichen und kulturellen Bereich gesehen. Die Weitergabe der Sprache bzw. die Sprachverwendung innerhalb der Volksgruppenangehörigen sollen gefördert werden, auch durch die Herausgabe von Literatur auf Roman (der volksgruppeneigenen Sprache). Zu diesem Zweck werden vom Verein „Roma-Service“ auch Sprachkurse angeboten. Außerdem werden laufend Bibliotheken sowie Mediatheken aufgebaut bzw. erweitert (Verein Roma-Service und Kulturverein österreichischer Roma). Sie sind öffentlich zugänglich.

Neben der Vertretungsarbeit „nach außen“ spielt auch die Arbeit innerhalb der eigenen Volksgruppe eine wichtige Rolle – beispielsweise bei der Motivation zur Sprachweitergabe. Die VereinsmitarbeiterInnen weisen auch auf die Bedeutung des individuellen Engagements der Volksgruppenangehörigen hin: *„[Dass] unsere eigenen Leute aufgefordert werden, viel mehr zu tun. Politik allein kann auch nix ändern.“* (Interview A).

Parallel dazu bestehen Vereine bzw. Projekte (z.B. das mittlerweile ausgelaufene Beschäftigungsprojekt „Mri Buti“ – „Meine Arbeit“), welche auf den sozioökonomischen Aspekten fokussieren, da sie die schwierige finanzielle Situation sowie die soziale Ausgrenzung und fehlenden Bildungsabschlüsse (vor allem der älteren Romageneration) als das zentrale Problem der Volksgruppe sehen: *„Weil einfach die soziale Ausgrenzung so stark ist und soviel Nachholbedarf ist.“* (Interview B).

Andere Schwerpunkte der Vereinsarbeit sind die politischen und repräsentativen Funktionen, Fundraising für Roma-spezifische Projekte (Bildungsfonds, Unterstützung von Familien in finanziellen Nöten etc.) sowie das Aufrechterhalten des historischen Erbes der Volksgruppe: *„Das Gedenken an die Kultur, an die Opfer, an die Vergangenheit.“* (Interview E).

Der Beginn der Aktivitäten

Die erste Generation, die sich bewusst gegen die Diskriminierung der Roma auflehnte, gehörte vor allem den Geburtsjahrgängen 1960 bis ca. 1965 an. Diese junge Generation war

im tagtäglichen Umfeld mit der diskriminierenden Haltung ihrer Umwelt konfrontiert. Ihre Großelterngeneration, welche die KZ-Internierung überlebt hatte, nahm hinsichtlich des Engagements der jungen Roma für die eigene Minderheit eine kritische Position ein. Trotzdem bestand in der jungen Generation der Roma die Entschlossenheit, gegen die Diskriminierung einzutreten: *„Es gab eine sehr gute allgemeine Aufbruchsstimmung und damit begann die Arbeit.“* (Interview E). Eine damals beteiligte Romni und heutige Mitarbeiterin des „Vereins Roma“ meint:

„Das war jetzt unsre Aufgabe zu schauen, die Roma selbst zu mobilisieren, zu sagen, ok, wir outen uns jetzt nach außen, wir öffnen uns, wir wollen aber auch die Anerkennung dafür haben.“ (Interview C)

Durch dieses Engagement der jungen Romageneration entstand für KZ-Überlebende auch die Möglichkeit, öffentlich über ihre Erlebnisse zu sprechen.

Die damalige Elterngeneration, deren Kinder – nach der Durchführung entsprechender Tests – zu einem hohen Anteil von der Sonderschule zurück in Volks- bzw. Hauptschule versetzt wurden, sahen, dass zum ersten Mal Interesse an der (Bildungs-) Situation ihrer Kinder bestand:

„[Es] war für die Eltern auch schwer begreiflich – weil sie haben ja früher ja nicht mehr wie ein Heft g’habt, die Kinder haben nicht mehr gebraucht. Und jetzt auf einmal soviel mehr?“ (ebd.)

Durch das wachsende Engagement der jungen Romageneration Ende der 1980er Jahre, welches rasch zur Entscheidung führte, einen Verein zu gründen und – langfristig – die Anerkennung als Volksgruppe anzustreben, wurden erste Sitzungen in Oberwart organisiert, wo Roma mit örtlichen EntscheidungsträgerInnen zusammentrafen (Bürgermeister, SchulleiterInnen, MitarbeiterInnen des AMS etc.). Die erste dieser Sitzungen wurden von der Diplomsozialarbeiterin Renate Holpfer und der Historikerin Lotte Hirl organisiert (beide arbeiteten im Rahmen einer Studie des damaligen Sozialministeriums über Roma und Juden/Jüdinnen im Burgenland, vgl. Hirl/Holpfer 1989). Die EntscheidungsträgerInnen wurde im Rahmen dieser Sitzung zum ersten Mal mit den Anliegen und – vor allem – Problemen der Roma konfrontiert:

„Die Roma haben da einfach konfrontiert. (...) Sie [die anwesenden Nicht-Roma, EntscheidungsträgerInnen, Anm]) haben eigentlich realisiert, was da für ein Druck ist, ja, was da passiert ist, was für eine Ungerechtigkeit und haben das als Sprachrohr genutzt, das an ihr eigenes Haus weiterzugeben.“ (Interview C)

Der Druck auf die Öffentlichkeit, die Situation der Roma zu verbessern, verstärkte sich im Weiteren durch die Teilnahme einiger engagierter junger Roma an einer Club 2 – Diskussion

im ORF, durch welche die Problematik erstmals in einem Österreichweiten Medium angesprochen wurde. Die Gemeinde Oberwart erhielt Anrufe aus ganz Österreich, in welchen sich die ZuseherInnen angesichts der Situation der Romabevölkerung entsetzt zeigten.

„Dann ist marschiert unser Bürgermeister, von Lokal zu Lokal, und hat g'sagt, das kann nicht sein und es hat dann auch Strafen mit sich gezogen.“ (ebd.)

Die Auswirkungen der Anerkennung als Volksgruppe

Die Folgen der Anerkennung als Volksgruppe können auf zweierlei Ebenen beobachtet werden: Erstens erlangten die Roma *institutionellen Schutz* (vor allem vor Diskriminierung, rassistischen Äußerungen und Übergriffen), welcher auch die Integration der VolksgruppenvertreterInnen in politische Gremien beinhaltet (Recht auf eineN VertreterIn im Volksgruppenbeirat):

„Und damit haben wir auch gelernt, aha, wir haben ein Instrument in der Hand, das heißt Verein und hier können wir uns auch dementsprechend artikulieren bzw. Forderungen und Beschwerden einbringen.“ (Interview E)

Zweitens löste die Anerkennung bei den Volksgruppenangehörigen selbst – vor allem bei jenen, die in Vereinen tätig waren – eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen *Identität* und *Ethnizität* aus bzw. förderte eine solche:

„Ich glaub schon, dass das Volksgruppen-, also das Gesetz und auch die Anerkennung schon sehr viel dazu beigetragen hat und wir uns mit dem Ganzen auch auseinandergesetzt haben und auch wissen – aha, das sind unsre Rechte, das sind unsre Pflichten aber auch.“ (Interview A)

Das Attentat im Jahr 1995, bei welchem vier Roma aus der Oberwarter Siedlung „Am Anger“ getötet wurden, gab weiteren Anstoß zu einer Auseinandersetzung mit der eigenen Situation als Rom/Romni und zog gleichzeitig die Aufmerksamkeit der Politik nach sich, auch auf Bundesebene: *„Dadurch, sag ich, haben sich viele Politiker verantwortlich gefühlt.“* (Interview E). Ein weiterer Aspekt dieser Auseinandersetzung mit der eigenen Identität war der Beginn der Aufarbeitung der Geschichte der Roma, die bis dato nur von Gadge niedergeschrieben worden war. Beispielsweise begann Cejka Stojka, eine burgenländische Lovara, Ende der 1980er Jahre ihre Lebensgeschichte aufzuzeichnen (vgl. z.B. Stojka 1988), ihr Bruder Karl Stojka thematisiert(e) seine traumatischen Erlebnisse während Nazizeit in Bildern.

„Ein entscheidender Punkt war die Kritik von Roma, dass die Geschichte immer aus der Sicht der Gadge geschrieben wird, deshalb haben sie sie auch nicht als ihre eigene Geschichte

angenommen. Mittlerweile haben sie aber selbst begonnen die Geschichte niederzuschreiben.“ (ebd.)

Nach Ansicht einer Expertin wurde die Anerkennung als Volksgruppe von offizieller Seite ohnehin nur unzureichend kommuniziert (vgl. Interview B), wie die breite Öffentlichkeit in Österreich überhaupt nur sehr wenig über die Situation der Roma wusste. Erst mit dem Attentat im Jahr 1995, also zwei Jahre nach der Anerkennung als Volksgruppe, entstand öffentliches Interesse für die Lage der Roma.

Aus heutiger Perspektive verlaufen politische und gesellschaftliche Anerkennung unterschiedlich, wobei die Fortschritte der gesellschaftlichen Anerkennung von manchen ExpertInnen auch kritisch – weil unzureichend – gesehen werden:

„Wir haben jetzt eine politische Anerkennung und sind in kleinen Schritten in eine gesellschaftliche Anerkennung eingetreten, aber von Anerkennung brauchen wir noch nicht reden. (...) Weil die gesellschaftliche Anerkennung ist noch weit weg.“ (Interview C)

Die zeitliche Komponente diskriminierender Meinungen und Geschehnisse

Ein zentraler Moment in der Sichtbarmachung der Anfang bzw. Mitte der 1990er Jahre vorherrschenden Diskriminierung der Roma stellt – aus Sicht der ExpertInnen – das Rohrbombenattentat von Franz Fuchs dar: *„Ich glaub es ist da endlich einmal klargemacht worden, dass die Diskriminierung, dass es sie noch gibt.“ (Interview A)*. Die Medien spielten in diesem Zusammenhang eine zweiseitige Rolle: Einerseits manifestierten sich in der (teilweise) vollkommen verzerrten Berichterstattung die noch bestehenden Stereotype über Roma – eine Reporterin wollte z.B. gesehen haben, dass ein kleines Kind in der Romasiedlung über heiße Kohlen gehalten wurde (vgl. ebd.), andererseits halfen die Medien, die Situation der Roma Österreichweit bekannt zu machen und erzeugten so Druck auf die öffentlichen EntscheidungsträgerInnen.

Betrachtet man den *Integrationsprozess* der Roma bis heute, so zeigen sich positive Auswirkungen auf die Situation der Volksgruppenangehörigen, vor allem in der jungen Romageneration, wo Roma und Nicht-Roma denselben Freundeskreisen angehören.

Gleichzeitig bestehen bei der älteren Generation noch Traumata aufgrund der erlebten Diskriminierung. Aus der Perspektive einer im Rahmen des Beschäftigungsprojektes „Mri Buti“ tätigen Expertin ist der in den letzten 15-20 Jahren gewachsene Stolz der Roma auf ihre eigene Identität auch als eine Antwort auf die noch bestehende Diskriminierung zu sehen:

„Wenn man weiß, dass man ungerechtfertigt benachteiligt wird, ja, dann entwickelt man einfach einen gewissen Stolz. Zu wissen, in Wirklichkeit ist man besser, als einen der sieht.“
(Interview B)

Überhaupt spalten sich bei diesem Thema die Meinungen: Einerseits wird auf die – im Vergleich mit früheren Generationen – weit bessere sozioökonomische Situation der jungen Romageneration hingewiesen, andererseits sehen auch sie sich immer noch mit Diskriminierung konfrontiert: *„Wirklich sichtbar, groß sichtbar, wird diese Diskriminierung insofern, dass zum Beispiel Kinder am Nachmittag keinen Kontakt zu Nicht-Roma haben.“* (Interview C). Diese Situation wirkt sich langfristig auch auf die psychische Lage der Kinder und Jugendlichen aus Romafamilien aus:

„Mit diesem Gesellschaftsunterschied, mit dem aufzuwachsen, dann glaubt man, man ist zweitrangig. (...) Das kriegt man nie mehr wirklich los.“ (ebd.)

Auf diesen Zwiespalt wird im Kapitel 7.4 im Rahmen der Präsentation der Ergebnisse der jüngeren Befragten noch genauer eingegangen.

Selbstbewusstsein

Die Aktivitäten der Vereine wirken sich nach Ansicht der ExpertInnen – neben den Effekten auf die sozioökonomische Situation – auch positiv auf das Selbstbewusstsein der Volksgruppenangehörigen aus. In diesem Zusammenhang spielt auch die Sichtbarkeit der FunktionärInnen und Vereinstätigkeiten eine wichtige Rolle. Sie treten in ihrer Funktion in Kontakt zu öffentlichen Stellen, PolitikerInnen und Institutionen. In Schulen wird beispielsweise auch versucht, die Kultur der Roma zu thematisieren, auch über allen SchülerInnen offen stehende Sprachkurse, und so ein Klima zu schaffen, in welchem die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppen als positive Ressource gesehen wird.

Die Steigerung des Selbstbewusstseins der Volksgruppenangehörigen wird vor allem auf den Faktor Bildung zurückgeführt. Ist man gebildet, kann man für die eigenen Rechte eintreten:

„Wenn man sich so anschaut, was brauchen Roma und Jugendliche, und was braucht man jetzt zum Überleben und zum Leben (...) - sie brauchen eine Bildung, eine Ausbildung, eine gute. Bildung macht selbstbewusst.“ (Interview C)

Kulturverlust

Der an den Roma verübte Massenmord durch die NationalsozialistInnen unterbrach die generationelle Weitergabe der Kultur, wie das folgende Zitat zeigt:

*„Das hat Hitler gut vernichtet, ja? Weil selbst die, die überlebt haben, waren der Meinung, dass sie, wenn sie das jetzt nicht mehr weitergeben, werden sie vielleicht mehr anerkannt.“
(Interview C)*

Gerade durch den in den letzten Jahren etablierten Kontakt mit Roma in anderen Ländern (v.a. Slowakei, Ungarn, Serbien, Rumänien) wird den österreichischen Roma ihr eigener *Kulturschwund* besonders bewusst. Dieser Schwund wird von manchen ExpertInnen als sehr problematisch bewertet: *„Kultur ist ein Träger, der unsere Roma-Identität ausmacht. Ist das weg, was haben wir dann?“* (Interview A). Gleichzeitig wird der eigene Kulturverlust als fast unausweichlich gesehen. Sprache und Kultur, sei es Musik oder Literatur, können zwar immer besser aufgezeichnet und konserviert werden, spielen gleichzeitig aber eine immer unwichtigere Rolle im Leben der Roma. Am ehesten werden noch Geschichten und Märchen (v.a. Trud-Geschichten) weitergegeben und so im kollektiven Gedächtnis erhalten, ebenso der sog. „Mulo-Glaube“, welcher Geschichten über individuelle Erfahrungen mit dem Geist eines/einer Toten beinhaltet (vgl. Rombase). Um diese Tradition zu stärken, publiziert der Verein „Roma-Service“ Märchenbücher und Publikationen für Kinder auf Roman.

Assimilierung und die Bedeutung der Sprachweitergabe

Bereits vor der Anerkennung als Volksgruppe bestanden bei den Burgenland-Roma – aufgrund des enormen gesellschaftlichen Drucks – starke Tendenzen zur vollkommenen Assimilierung, wobei aus der Perspektive der Roma „Integration“ oft mit Assimilierung gleichgesetzt wurde und wird, wie auch die Aussagen der Befragten der Haupterhebung im folgenden Kapitel zeigen werden. Da viele Roma der Nachkriegsgeneration die einzige Möglichkeit zur gesellschaftlichen „Integration“ in einer vollständigen Assimilierung sahen, wurden auch derart wichtige identitätsstiftende Elemente wie die Sprache nicht weitergeben: *„Man hat versucht, sich vollkommen zu integrieren.“* (Interview A). Die folgenden Zitate zweier ExpertInnen zeigen die Möglichkeiten und Ressourcen, die in der Beherrschung der eigenen Sprache stecken:

„In den letzten fünfzehn Jahre, in denen ich in Europa unterwegs bin, bin ich ja so glücklich darüber, dass ich diese Sprache gelernt hab. Und bin gleichzeitig unglücklich, dass es so viele Roma gibt, die sie nicht mehr reden.“ (Interview E)

„Ich find es doch immer noch interessant (...) dass die Sprache, dass ich mich mit einem spanischen Sinto unterhalten kann, is einfach für mich selber faszinierend.“ (Interview D)

Die Intention der Nachkriegsgeneration, die nachfolgende Generation vor Diskriminierung und Ausgrenzung zu schützen, war – in Verbindung mit ihrer Bereitschaft zu vollständigen Assimilierung – die wichtigste Motivation, die eigene Sprache nicht weiterzugeben: *„Ich glaub, die Nachkriegsgeneration hat da vielleicht ein bissl einen Fehler g'macht, wie sie ihren Kindern g'sagt haben: ‚Nein, ihr sollt's nicht mehr Roman lernen.‘“* (Interview N). Besonders der Verein „Roma-Service“ bemüht sich um den Spracherhalt und betont die Bedeutung der Sprache als identitätsstiftendes Element: *„Das Roman wird von ihren Mitgliedern als bestimmender Faktor der inneren und äußeren Identität der Volksgruppe angesehen.“* (vgl. Roma-Service). Ein Mitarbeiter des Roma-Service meint *„mit der Sprache steht oder fällt die Volksgruppe. Ja, das ist einfach mal die Identität und das Einzige, was uns noch geblieben ist, die Sprache.“* (Interview A). Eine befragte Sintiza⁶, welche für den Verein „Ketani“ tätig ist, teilt diese Meinung:

„Ich denke, die Sprache ist auch deshalb so wichtig für die Identitätsbildung, weil wir kein Land, keine Bauten, fast nichts Schriftliches haben. (...) Für die Identitätsbildung, ist es einfach wichtig, und unsere Sprache ist zum Beispiel das wichtigste Kulturgut“ (Interview D)

Der Weg zu einer Stärkung der eigenen Sprache führt nach Ansicht einer Expertin nur über die Stärkung des Selbstbewusstseins, der Identität einerseits, sowie über die gesellschaftliche Anerkennung andererseits:

„Und wenn ich wen stärke in seiner Persönlichkeit, dann wird er auch zu seiner Identität besser stehen. Und das merkst du einfach bei Menschen oder Jugendlichen, die ein sehr schwaches Selbstbewusstsein haben – dann wird das [die Sprache, Anm.] auch zweitrangig sein oder die werden das gar nicht sagen, dass sie Roma sind. (...) Wenn ich dazu stehe, kann ich einen Stolz entwickeln, eine Sprache auch, mich damit identifizieren.“ (Interview C)

Beziehungen zwischen den Generationen

Die Beziehungen zwischen der Generation der Holocaust-Überlebenden und der Nachkriegsgeneration waren vor allem durch die während der nationalsozialistischen Verfolgung erlebten Traumen geprägt. Diese manifestierten sich gegenüber der Nachkriegsgeneration zumeist in Form eines extrem verstärkten Schutzmechanismus', welcher unter Umständen auch dazu führte, die eigene Sprache bzw. alle der „Romakultur“ anhaftenden Elemente nicht weiterzugeben (s. obiges Kapitel „Kulturverlust“). Die

⁶ Bezeichnung für weibliche Angehörige der Volksgruppe der Sinti.

Überlebenden wollten die nachkommenden Generationen vor ihrem erlebten Trauma „schützen“, was erwartungsgemäß kaum möglich ist bzw. war:

„Die haben dich aber mit so einer Angst erzogen, ja, dass du das automatisch für deine Kinder weitergibst. Das is was, was nicht aufhört. Irrsinnig viele Generationen, diese Angst in einem, das hört nicht auf.“ (Interview C)

Auch wenn die Nachkriegsgeneration das Misstrauen gegenüber staatlichen Institutionen (vor allem gegenüber Ämtern und Schulen) in einem gewissen Grad an die folgende – hier die sog. „ältere Generation“ – weitergab, so konnte sich langfristig doch ein gewisses Vertrauen in die Institutionen entwickeln, wie folgende Aussagen eines heute 48jährigen Roms zeigt:

„Das Vertrauen hat wachsen müssen, weil wir das einfach auch von unseren Eltern mitgekriegt haben, dass wir in der Öffentlichkeit kein Vertrauen, also dass sie keines gehabt haben, dass wir das auch übermittelt bekommen haben, ist ganz logisch, genauso ins Schulsystem.“ (Interview A)

Im Vergleich zu dieser Elterngeneration entwickelt die junge Generation der Roma heute eine optimistischere Haltung:

„Sie haben ihre positiven und negativen Erfahrungen und wenn sie oftmals hören, wie’s uns gegangen is, ja, dann sehen sie, dass es ihnen viel besser geht, ja. Und ich denk mir, das is der Sinn und Zweck der G’schicht’, ja. Das is, wie ich vorher schon g’sagt hab, es kann nicht von heut auf morgen gehen, es braucht seinen Weg und insofern – du brauchst die positive Einstellung und auch die optimistische, die haben’s an und für sich schon, immer wieder mit Rückschlägen, aber sie haben’s.“ (ebd.)

7.2.2. Auswertung der „externen“ ExpertInnen (Schulen, Gemeinde)

In diesem Teil sollen die Befragungen zweier ExpertInnen, welche zwei Schulen in Oberwart leiten, wiedergegeben werden, sowie meine Gespräche mit einer Sozialarbeiterin und mit dem Bürgermeister der Gemeinde Oberwart. Allerdings muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass einer der beiden Lehrer kaum auf die gestellten Fragen einging. Die befragte Sozialarbeiterin steht seit über 20 Jahren in Kontakt zu Burgenland-Roma.

Spezifische Probleme von Roma im schulischen Bereich

Hinsichtlich der Frage, inwiefern SchülerInnen aus Romafamilien in der Schule mit anderen Problemen konfrontiert sind als jene aus Nicht-Roma-Familien, vertreten die befragten Schulleiter unterschiedliche Meinungen: Während dies von einer Seite absolut verneint wird („absolut nicht“ – Interview V), widerspricht der zweite Schulleiter: Aus seiner Sicht ist der Anteil jenen SchülerInnen, welche den Hauptschulabschluss nicht schaffen bzw. eine hohe

Anzahl von Fehlstunden vorweisen, bei Roma tendenziell höher als in der Mehrheitsgesellschaft bzw. bei anderen Volksgruppenangehörigen. Allerdings schwankt dieser Anteil jährlich. 2008 waren es beispielsweise gleich viele SchülerInnen aus Roma- bzw. aus Nicht-Roma-Familien, welche die Hauptschule ohne entsprechenden Abschluss beendeten. Derselbe Schulleiter spricht auch seine Erfahrung an, wonach Eltern, die der Volksgruppe der Roma angehören, in Gesprächen mit LehrerInnen öfter eine Opferrolle einnehmen, als jene aus der Restpopulation.

Ein Problem der Vergangenheit, welches aus seiner Sicht allerdings wieder aktuell werden könnte, ist jenes der „Leistungsverweigerung“:

„Wenn die Situation so verfahren ist, dann kommt's bei manchen zu einer Leistungsverweigerung und auch zu einem Nicht-Erscheinen im Unterricht.“ (Interview W)

Aus seiner Perspektive ist eine vertrauliche Gesprächsbasis die wichtigste Voraussetzung für eine gute Beziehung zwischen Schule, Lehrkräften und Familien, in welcher Probleme konstruktiv diskutiert werden können. Das Vorgehen der Schule muss für die Eltern nachvollziehbar sein, vor allem auch um zu zeigen, dass alle SchülerInnen gleich behandelt werden.

Romankurse in der Schule

In beiden Schulen wurden Romankurse angeboten, mussten – aufgrund zu geringer TeilnehmerInnenzahl – allerdings nach ein bis zwei Jahren eingestellt werden. Es sind eher SchülerInnen aus Nicht-Roma-Familien welche Interesse an diesen Kursen zeigten, als SchülerInnen aus der Volksgruppe der Roma. Die Erklärung dafür könnte aus der Sicht eines Schulleiters einerseits in der sehr geringen Anzahl von RomaschülerInnen liegen (in einer Schule sind es bspw. nur knapp 3 %), andererseits in dem (manchmal) schwierigen persönlichen Umgang mit der Selbstdeklaration zur Volksgruppenzugehörigkeit. In diesem Zusammenhang weist er auch auf zwei entgegen gesetzte Entwicklungen innerhalb der Volksgruppe hin: Einerseits lässt sich eine Assimilierung an die Mehrheitsgesellschaft, andererseits der bewusste Rückzug in die Siedlung „Am Anger“ beobachten. Nichtsdestoweniger deklarieren sich Roma seiner Erfahrung zufolge allerdings genauso „viel“ oder „wenig“ wie Angehörige anderer Volksgruppen (vgl. Interview W). Auch ist die Akzeptanz der Roma durch die Mehrheitsgesellschaft eindeutig gestiegen. Die befragte Sozialarbeiterin sieht die Situation etwas anders – ihrer Meinung nach kann noch lange nicht

von einer breiten Akzeptanz in der Bevölkerung gesprochen werden: *„Ich glaub, dass es nach wie vor viel Ablehnung gibt.“* (Interview Z).

Oberwärts Bürgermeister sieht die Entscheidung der SchülerInnen aus Romafamilien, an einem Romankurs teilzunehmen oder nicht, vor allem als persönliche Entscheidung. Er merkt an, dass Bildung in Romafamilien früher keinen hohen Stellenwert hatte – zu belastend waren die tagtäglichen Probleme. Hinzu kam bzw. kommt, dass man durch die Sprachbeherrschung keine Vorteile in wirtschaftlicher Hinsicht hat.

Aus Sicht der Autorin ist hier noch anzumerken, dass der eben beschriebene niedrige Stellenwert der Bildung in Romafamilien möglicherweise auch dadurch zustande kam, als dass SchülerInnen aus Romafamilien früher (bis zum Beginn der 1990er Jahre) so gut wie keine Möglichkeiten hatte, das formale Bildungssystem erfolgreich abzuschließen oder überhaupt daran teilzunehmen (80 % wurden einfach in die Sonderschule verwiesen).

In diesem Zusammenhang weist der befragte Bürgermeister auch auf den wichtigen Beitrag des „Vereins Roma“ durch das Schulbus-Service sowie die Lernbetreuung hin und betont: *„Man muss den Roma einfach ins Bewusstsein bringen, wie wichtig die Bildung ist.“* (Interview X). Diese Aussage deckt sich mit dem Zitat der Mitarbeiterin des Vereins Roma, wonach Roma vor allem im Bereich der Bildung gefördert werden sollten (vgl. S. 69).

Das Thema „Volksgruppen“ im Unterricht

Das Thema „Volksgruppen“ an sich wird im Unterricht behandelt, wobei bei einer Schule nicht klar ist, in welchem Umfang (*„Ich nehme an, dass LehrerInnen im Geschichteunterricht darauf Bezug genommen haben.“* – Interview V). Im Fall der zweiten Schule, einer *Europäischen Mittelschule*, gibt es ein eigenes Fach namens „European Studies“, in welchem gezielt Themen in Hinblick auf Multikulturalität und Volksgruppen behandelt werden. Die große Bedeutung der Anerkennung als Volksgruppe wird in dieser Schule auch im Rahmen von Veranstaltungen thematisiert.

Sozioökonomische Situation der Roma

Aus den Gesprächen geht hervor, dass das Umdenken in Hinblick auf den Umgang mit der Romabevölkerung in den 1980er Jahren begann. Aus Sicht eines Schulleiters spielten damals auch die Bemühungen der KünstlerInnengruppe des „OHO“ (Offenes Haus Oberwart) eine

wichtige Rolle. Jene KünstlerInnen setzten sich für die Volksgruppenangehörigen ein und zwar in einer Art und Weise, welche auch von den Roma angenommen wurden – zumindest aus der Perspektive des Befragten (vgl. Interview W). Heute stellt sich die Situation aus seiner Sicht folgendermaßen dar: Auf der einen Seite gibt es einige Roma, die *„wirtschaftlich und gesellschaftlich sehr akzeptiert und erfolgreich sind“*, auf der anderen Seite jene, die immer noch nicht Teil der gesellschaftlichen Realität der Stadt bzw. Region sind (vgl. ebd.). (Dies entspricht den oben genannten entgegen gesetzten Entwicklungen innerhalb der Volksgruppe, wonach ein Teil der Romabevölkerung Assimilierung, ein anderer eher den Rückzug in die Siedlung „Am Anger“ anstrebt.) Allerdings weist der Schulleiter auch darauf hin, keine konkreten Informationen über die objektive sozioökonomische Situation der Roma zu haben.

Im Schulalltag macht sich die schwierige ökonomische Situation mancher Romafamilien insofern bemerkbar, als dass sehr viele Romafamilien das Angebot eines kostenlosen Mittagessens für ihre Kinder in Anspruch nehmen. Die meisten dieser Familien befinden sich aufgrund von Arbeitslosigkeit in einer schwierigen finanziellen Situation.

In Hinblick auf die Position der Roma am örtlichen Arbeitsmarkt bestehen aus der Sicht des Bürgermeisters in Oberwart keine Probleme: Diskriminierung von Roma am Arbeitsmarkt bestehe nicht mehr, einige Roma arbeiten auch für die Gemeinde. Bei einer Konfrontation – z.B. durch ein Unternehmen – mit negativen Stereotypen über Roma, gehe er aktiv auf diejenigen zu und versuche aufklärend zu wirken: *„Weil der weiß nicht, wovon er redet. Man muss nicht überzeugen, [sondern] aufklären.“* (Interview X). Auch das Ansprechen positiver Beispiele würde in solchen Situationen helfen.

Auch im Bereich „Wohnen“ sind – nach Ansicht des Oberwarter Bürgermeisters – alle BürgerInnen gleichberechtigt, da Roma genauso Zugang zu Gemeindewohnungen haben wie andere Personen. Gemeindewohnungen sind an die Forderung geknüpft, *„sich an die Regeln zu halten“* (ebd.): *„Wenn das Verhalten gleich ist, wenn sie sich integrieren - gibt's überhaupt kein Problem.“* (ebd.). Einschränkungen merkt er an: *„Manche können sich nicht integrieren.“* (ebd.). Auch werde die Gemeinde weiterhin keine Mietkosten von jenen einheben, die in der Siedlung „Am Anger“ wohnen (die BewohnerInnen zahlen Strom und Gas).

Die Gleichberechtigung aller EinwohnerInnen Oberwärts ist dem Bürgermeister ein zentrales Anliegen, um Neid und somit soziale Konflikte zu vermeiden. Dass manche Roma, vor allem,

wenn ihnen Leistungen nicht zuerkannt werden, die Opferrolle einnehmen („*Eh klar, weil wir Zigeuner sind.*“), ist seiner Meinung nach kontraproduktiv.

Nach Ansicht einer Sozialarbeiterin entstand durch den Zuzug einiger Romafamilien in den Stadtkern von Oberwart eine Situation, in welcher Unterschiede in der Lebensweise deutlich wurden:

„Da waren viele Kinder, da war mehr Lärm, einfach etwas lebendiger. Was ja hier nicht so die Kultur ist, wo man eher zurückgezogen, leise, dezent ist, nicht auffallen, den eigenen Kindern den Radio leiser drehen. Ich kann mich erinnern, dass das schwierig war.“
(Interview Z)

Außerdem bestand zu diesem Zeitpunkt (Ende der 1980er bzw. Anfang der 1990er Jahre) – wie auch aus den obigen Zitaten des Bürgermeisters hervorgeht – aus ihrer Perspektive ein sehr starker Assimilierungsdruck auf die Roma: *„Es war so – sie müssen so werden wie wir. Wie die Mehrheitsbevölkerung.“* (ebd.).

In Hinblick auf die Generalsanierung der Siedlung „Am Anger“, welche sehr spät (nach dem Attentat 1995) erfolgte, meint Bürgermeister Pongracz, der schlechte Zustand der Siedlung hätte damals nicht an der schlechten Bausubstanz gelegen, sondern erstens an der Überbelegung der Häuser und zweitens an den unzureichenden Reparaturarbeiten der BewohnerInnen selbst (die Überbelegung kam daher, dass die Wohnungen der Siedlung ursprünglich für eine Familie angelegt waren, aufgrund der damaligen katastrophalen Wohnsituation der Roma in der Region blieben viele erwachsene Kinder aber im Elternhaus, wodurch die Bewohnerzahl pro m² stark anstieg).

Die Rolle des „Vereins Roma“ bzw. der Lernhilfe

Generell besteht nach Auskunft beider Schulleiter eine sehr gute Zusammenarbeit mit dem „Verein Roma“, welche – aufgrund personaler Veränderungen im Verein – seit kurzem allerdings etwas eingeschränkter stattfindet. Hinzu kommt, dass die meisten Schulen mittlerweile auch selbst Nachmittagsbetreuung anbieten.

Auch aus Sicht des Bürgermeisters besteht eine sehr gute Basis der Zusammenarbeit, er selbst ist Mitglied des Vereins Roma.

Das Attentat 1995 und seine Folgen

Aus Sicht eines der beiden befragten Schulleiter führte das Attentat im Jahr 1995 zu einer ersten Reflexion über die schlechte sozioökonomische Situation der Minderheit. Medien und Politik griffen das Thema auf, wodurch erstmals Bemühungen zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen ansetzten - bislang hatte die Politik das Thema weitgehend ignoriert (vgl. Interview W). Diese Einschätzung spiegelt sich auch in den Aussagen des Bürgermeisters der Gemeinde Oberwart wider: Durch das Attentat bzw. das darauf folgende Medieninteresse wurde die Situation der burgenländischen Roma erstmals Österreichweit und somit auch bundespolitisch bekannt. In Hinblick auf das Attentat spricht er zwar von einem Schockerlebnis bzw. einem gewissen „Munterwerden“ der Nicht-Roma-Bevölkerung: *„Natürlich war auch seit dem Anschlag, bei dem vier Roma getötet wurden, war doch irgendwie auch das Munterwerden in der Bevölkerung.“* (Interview X). Das Zusammenleben von Volksgruppenangehörigen der Roma sowie der Mehrheitsbevölkerung habe seiner Meinung nach allerdings immer schon funktioniert. Hier zeigt sich ganz klar ein Widerspruch zur vorherigen Aussage (*„ein Munterwerden in der Bevölkerung“*):

„Man hat mit den Roma in Oberwart eigentlich nie ein Problem g’habt. Das war ganz einfach – die waren immer in der Stadt, haben ihren Freundeskreis, daher war das nicht wirklich das Problem. Bei dem Anschlag, und das verurteile ich, hat man dieses Roma-Thema überhaupt erst zum Problem gemacht. Dann war die mediale Berichterstattung – Ausgrenzung, Ghettoisierung, sämtliche Roma nur in der Sonderschule.“ (Interview X)

Darüber hinaus wurde Oberwart – aus Sicht des Bürgermeisters – in der Berichterstattung nach dem Attentat „ungerecht“ dargestellt – nämlich ausschließlich negativ. Manche Roma hätten aus dem Attentat sogar Vorteile gehabt, da sie gegen Geld Interviews gaben. Diese Aussage wurde aus meiner Sicht auch zur Verharmlosung des Attentats bzw. des dadurch entstandenen Traumas der Roma getätigt und soll von den Tatsachen ablenken.

Eine Sozialarbeiterin, sowie ein befragter Schulleiter, sieht das Attentat als den ausschlaggebenden Moment für die lokale und bundesweite Politik, welche sich nun (endlich) mit der Situation bzw. den Lebensumständen der Roma befassen musste: *„Erst wie das Attentat war, haben sie [die PolitikerInnen, Anm.] das gesehen.“* (Interview Z).

1.31. Die „ältere Generation“

Nach der Auswertung der ExpertInneninterviews folgen in den nächsten beiden Kapiteln nun die Ergebnisse der Haupterhebung, wobei die Antworten der Befragten der beiden Generationen („junge“ und „ältere“ Generation) getrennt voneinander dargestellt werden. In

einem dritten Unterkapitel werden die Meinungen der sog. „intergenerationelle Vergleichspaare“ dargestellt, welche den direkten Vergleich der Meinungen ermöglichen.

Die sog. „junge“ Generation entspricht dabei der Gruppe jener Roma, die zwischen 1981 und 1991 geboren wurden, jene der „älteren Generation“ beinhaltet die Geburtsjahrgänge 1961 bis 1964. Es waren vor allem Roma dieser (von mir sog.) „älteren Generation“, welche sich im Rahmen der Vereinsgründung(en) Ende der 1980er bzw. Anfang der 1990er Jahre engagierten.

Selbst- bzw. Fremdbezeichnungen

Am Beginn dieses Kapitels sollen noch kurz die Begrifflichkeiten „Roma“ („Rom“/ „Romni“) bzw. „ZigeunerIn“ angesprochen werden: Natürlich hat jedeR VolksgruppenangehörigeR seine / ihre eigene Art und Weise, mit diesen Begrifflichkeiten umzugehen. Der Begriff „ZigeunerIn“, welcher schon allein durch seine historische Prägung tabu für Nicht-Roma ist, wird von manchen Roma grundsätzlich als abschätzig empfunden, von anderen nur dann, wenn er in einem negativen Kontext verwendet wird. Die Befragten weisen in diesem Zusammenhang auch darauf in, dass manche Roma den Begriff „ZigeunerIn“ verwenden: „*Ich bin ein Zigeuner. Ich bin ein Zigeuner und ich bleib einer.*“ (Interview H). Ähnliches gilt für den von Roma verwendeten Begriff für Nicht-Roma, nämlich „Gadscho/e“ (auch „Gadjo/e“): Auch hier kommt es auf den Kontext an, grundsätzlich gilt es als neutral.

Der Verein Roma, seine Gründung und aktuelle Bedeutung

Alle der älteren Generation angehörenden Befragten gaben die Ende der 1980er Jahre bestehenden *Lokalverbote* für Roma in Oberwart als ausschlaggebenden Faktor für die Gründung des Vereins Roma im Jahr 1989 an. Weitere zentrale Punkte waren die erlebte *Diskriminierung* in den verschiedenen Lebensbereichen (wie beispielsweise das Nichtvorhandensein von Kindergartenplätzen für Kinder aus Romafamilien oder von Lehrplätzen für jugendliche Roma) und das Engagement für bessere Lebensbedingungen für Roma (s. auch den Punkt „Lebensbedingungen und Diskriminierung“ weiter unten). Hinzu kamen identitätsbezogene Probleme vieler Roma: In vielen Fällen war die *Identitätskonstruktion* mit Schuldgefühlen verbunden, da man die eigene Identität verdrängt hatte.

Die Motivation für jene, sich von Beginn an für eine Vereinsgründung zu engagieren, entstand vor allem aufgrund der persönlichen *Betroffenheit*: „*Na weil ich auch Betroffene war. Also ich war ja dabei, mit vor Ort, hab das ganze miterleben müssen, wie das ist.*“ (Interview Y).

Aus Sicht der meisten Befragten war es für die meisten jungen Roma damals selbstverständlich, sich bei der Vereinsgründung zu engagieren.

Aus der Sicht der Eltern bzw. Großeltern stellt sich die Situation anders dar: Sie sahen das Engagement der jungen Roma sehr kritisch, da die Erinnerung an die Verfolgung während des nationalsozialistischen Regimes für sie noch sehr präsent war. „*Die Älteren [Generation der Großeltern, Anm.] haben zum Beispiel panische Angst gehabt – sie haben nach dem KZ dieselben Leut g’sehen, die sie vorher ins KZ gebracht haben.*“ (Interview C). Ein Befragter schildert die damalige Sichtweise der Nachkriegsgeneration, also der Generation seiner Eltern, welche sich in manchen Fällen später aber noch änderte:

„*Da haben’s g’sagt, ‚nein, nicht laut werden, nix tun, es kann ja wieder so sein, wie’s war, es kann ja wieder dasselbe kommen‘. Aber das hat uns Jugendliche damals nicht abgeschreckt, wir haben davor keine Angst g’habt. Wir haben g’wusst, wir müssen jetzt rausgehen und dürfen uns das nicht gefallen lassen. Es muss was passieren.*“ (Interview N)

Auch in den Aussagen einer Sozialarbeiterin, spiegelt sich die zurückhaltende Haltung vieler Roma wider:

„*Es haben ganz viele Menschen an diesen Zusammenkünften teilgenommen – sie haben zwar gesagt ‚es bringt eh alles nix‘, aber sie waren da und haben gesagt, wie die Situation ist. Sie hatten noch keine Hoffnung, dass etwas anders wird. Die Anerkennung als Volksgruppe hat auch gezeigt, dass sich einmal was ändern kann. Wenn wir was tun, kann sich was ändern.*“ (Interview Z)

Bedeutung des Vereins Roma für die Volksgruppe

Die ältere Befragtengruppe sieht die unterstützende Funktion des Vereins Roma immer noch als wichtigsten Aspekt der Vereinsarbeit, wobei diese Unterstützung verschiedene Bereiche umfasst: Im schulischen Bereich die angebotene *Lernhilfe*, die Unterstützung bei *arbeitsmarktbezogenen Problemen*, bei *Behördenwegen*, sowie im rechtlichen und sozialen Bereich (Antragstellungen für Leistungen der öffentlichen Hand u.ä.). Ein zweiter wichtiger Aspekt besteht im Engagement gegen die tagtägliche und strukturelle *Diskriminierung* von Volksgruppenangehörigen sowie in der *Öffentlichkeitsarbeit*. Diese umfasst aktive *Kulturarbeit* (Förderung der Sprachweitergabe sowie des Brauchtumerhalts), Organisation von *Veranstaltungen*, „klassische“ *Öffentlichkeitsarbeit* (Pressearbeit usw.) und die

Veröffentlichung von Publikationen, welche Themen in Zusammenhang mit der Volksgruppe behandeln. Veranstaltungen spielen aus Sicht der Befragten auch insofern eine wichtige Rolle, da sie Möglichkeiten zur Präsentation der eigenen Kultur darstellen. In diesem Zusammenhang wird auch auf den im Rahmen der Kulturarbeit stattfindenden *Wissenstransfer* zwischen älterer und jüngerer Generation hingewiesen (Weitergabe von Brauchtum, Geschichten und Erzählungen, persönliche Lebenserfahrungen). Der Verein erfüllt auch eine psycho-soziale Funktion, da er einen offenen Ort darstellt, wo persönliche Probleme besprochen werden können und man sich „ausreden“ kann (vgl. bspw. Interview G).

Dem Verein wird vor allem *Veränderungspotential* in Hinblick auf folgende Punkte zugeschrieben: Das Verhältnis von Roma und Nicht-Roma sowie Veränderungen im schulischen Bereich, welche äußerst positiv und auch als Resultat der kontinuierlichen Vereinsarbeit gesehen werden (s. dazu das Kapitel „Diskriminierung und Exklusion in den Bereichen Schule, Arbeits- und Wohnungsmarkt“), sowie die verstärkte (positive bzw. vorurteilsfreie) Medienberichterstattung über die Volksgruppe der Roma.

Veränderung der Rolle des Vereins

Die Rolle des Vereins Roma hat sich im Laufe der Zeit verändert, wie sich auch die soziökonomischen Lebensumstände vieler burgenländischer Roma geändert haben. Beispielsweise bieten immer mehr Schulen Nachmittagsbetreuung an, wodurch die Bedeutung der vereinseigenen Lernhilfe abnimmt:

„Weil die Hauptschule in Oberwart, muss man sagen, is’ jetzt schon ganztags, da ist Vormittag normaler Unterricht und dann gibt’s Nachmittag Unterstützung zum Hausaufgaben machen, Förderunterricht. Dadurch ist es beim Roma-Verein – und es ist auch mit den Kindern [der sinkenden Geburtenrate, Anm.] – zurückgegangen.“ (Interview K)

Er weist außerdem darauf hin, dass der Verein – im Laufe der Jahre – mit vielen unterschiedlichen Anliegen, Bedürfnissen usw. konfrontiert wurde und wird: *„Es sind sehr wenige [Roma aus der Siedlung, Anm.] Mitglieder. Es ist so: Als Verein kannst es nicht jedem Recht machen.“ (Interview K)*. Die sinkende Anzahl der Veranstaltungen des Vereins wird auch kritisch gesehen.

Aus Sicht der Autorin stellt sich die Frage, inwiefern überhaupt eine Neupositionierung der Vereinsinhalte – und zwar nicht nur im Hinblick auf den Verein Roma – nötig ist. In Hinblick

auf die ursprünglichen Forderungen wie Anerkennung als Volksgruppe, die Verbesserung der sozioökonomischen Lebensbedingungen sowie der Erwerbs-, Wohn- und Bildungssituation der Roma, kann ein deutlicher Fortschritt beobachtet werden. Dies bedeutet natürlich nicht, dass bereits „Alles“ erreicht ist – der Kampf gegen – immer noch bestehenden – Vorurteile und Diskriminierungen bleibt ein zentraler Aspekt der Volksgruppenarbeit, auch in Hinblick auf die ökonomische Situation der Volksgruppe. Diesbezüglich besteht ohnehin Handlungsbedarf in der gesamten Region, was wiederum entsprechende politische Entscheidungen erfordert. Ein zweiter wichtiger Aspekt, welcher in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird, besteht in der stärkeren Einbeziehung identitätsbezogener Themen in die Volksgruppenarbeit, vor allem angesichts der Tatsache, dass sich die sozioökonomische Situation vieler Roma mittlerweile stark verbessert hat (als theoretisches Konzept für diese Annahme könnte die Maslow'sche Bedürfnistheorie herangezogen werden, wonach der Befriedigung physischer bzw. mit Sicherheit verbundener Bedürfnisse soziale Anerkennung und Selbstverwirklichung angestrebt werden).

Die befragte Sozialarbeiterin sieht in der zurückgehenden Bedeutung des Verein Roma für die junge Generation einen Prozess, von welchem (ähnliche) Organisationen allgemein betroffen sind:

„Das ist halt das Schicksal solcher Organisationen, die vieles aus dem Boden stampfen und irgendwann ist es schwierig, die Legitimität an die zweite Generation weiterzugeben.“
(Interview Z)

Die Anerkennung als Volksgruppe

Auf die Frage nach jenen Faktoren, die zur politisch-rechtlichen Anerkennung geführt haben, antworten die meisten Befragten mit dem Hinweis auf die Tätigkeit der damals bereits bestehenden *Vereine* („Verein Roma“ in Oberwart bzw. „Kulturverein der österreichischen Roma“ in Wien). Damit in Verbindung stand das starke Engagement der jungen Romageneration – vor allem in der Region um Oberwart. Die *Selbstorganisation* der Roma und ihre daraus resultierende Anerkennung als Volksgruppe werden von der interviewten Sozialarbeiterin als sehr wichtiges Symbol für die Gruppe selbst wie auch für die Mehrheitsbevölkerung:

„Insgesamt hat die Tatsache, dass Roma organisiert sind, dass sie als Volksgruppe anerkannt sind, stärkt sie selber und diese Zeichen von Österreich: ‚Ja, wir erkennen Roma als Gruppe an, die genauso an allen Teilen des gesellschaftlichen Lebens teilhaben.‘ schränkt diejenigen ein, die da dagegen sind. Es gehört dann nicht mehr zum ‚guten Ton‘.“ (Interview Z)

Ein Befragter sieht auch im *außenpolitischen Druck*, welcher aufgrund des angestrebten EU-Beitritts Österreichs bestand, einen Einflussfaktor: *„Weil ich kann nicht eine Minderheit haben, die ich nicht anerkenne und zur europäischen Union gehen.“* (Interview L). Der Vereinsarbeit wird überhaupt auch deshalb ein hoher Stellenwert beigemessen, weil die Vereinsgründung(en) Voraussetzung für die Antragstellung zur Anerkennung als Volksgruppe waren. In diesem Zusammenhang wird speziell auf die Arbeit Prof. Rudolf Sarközis, bis heute Obmann des Kulturvereins österreichischer Roma und Vorsitzender des Volksgruppenbeirates der Roma, hingewiesen.

Als jüngstes Beispiel einer der Bemühungen, die Geschichte der Roma bewusst zu verarbeiten und so ihren Platz im Gemeindeleben zu betonen, soll hier das Projekt zur Errichtung der *Gedenkstätten* für die unter dem Nationalsozialismus ermordeten Roma genannt werden: Es wurde von der burgenländischen Landesregierung initiiert und wandte sich an alle Gemeinden, in bzw. aus welchen Roma ermordet oder deportiert worden waren. Im Oktober 2008 errichtete der Ort Kleinbachselten bei Oberwart eine solche Gedenkstätte:

„So wie in Kleinbachselten und Bachselten und Rohrbach an der Teich war, 150 Roma zu der Zeit, von denen waren 106 Kinder und Jugendliche unter fünfzehn Jahren. Die sind aber alle umgekommen. Alle in Auschwitz, was man weiß, was man von den Büchern herausgefunden hat.“ (Interview N)

Reaktionen auf die Anerkennung

Die Reaktionen auf die Anerkennung der Roma als Volksgruppe im Jahr 1993 fielen innerhalb der Minderheit sehr unterschiedlich aus: Manche Roma nahmen die Anerkennung sehr positiv wahr, für andere spielte sie keine besondere Rolle. Die Mehrheit der Befragten spricht jedoch von dezidiert positiven Reaktionen: *„Es war notwendig, eine kleine Wiedergutmachung. Es hat mit der Verwurzelung zu tun. In der Gemeinschaft hat sich schon etwas Starkes gebildet.“* (Interview G.). Aufgrund der Anerkennung entstanden innerhalb der Roma-Community auch Diskussionen – etwa, warum die Anerkennung eigentlich erst so spät erfolgte, ob es sich nur um einen „Papierakt“ handle oder ob tatsächlich (positive) Konsequenzen zu erwarten sind und wenn ja – welche.

In der Gruppe jener Roma, welche die Anerkennung kaum verfolgten, befanden sich tendenziell mehr Personen, die nicht in Vereinen engagiert waren bzw. eher wenige Verbindungen zu in Vereinen tätigen Personen hatten. Überhaupt bestand ein Unterschied zwischen jenen in Vereinen tätigen bzw. nicht tätigen Roma: Während erstere die

Anerkennung bewusst wahrgenommen haben und auch die Konsequenzen besser einschätzen konnten, waren die Auswirkungen aus der Sicht der zweiten Gruppe kaum abschätzbar, wie auch das folgende Zitat zeigt: *„Es ist von den Leuten [gemeint sind jene, die keine Verbindung zu den Vereinen hatten, Anm.] nicht mitverfolgt worden, auch heute.“* (Interview C).

Die Bandbreite der Reaktionen spiegelt sich auch in den folgenden Zitaten einer burgenländischen Romni wider, welche in der Anerkennung einen *identitätsfördernden Moment* sieht, vor allem für jene Roma, die ihre Identität davor eher im Verborgenen gehalten haben: *„Die anderen, so im Verborgenen, wie ich, so wer bin ich, was bin ich, denen war das natürlich willkommen.“* (Interview G). Gleichzeitig meint sie: *„Für Andere, die haben keinen Verein dafür gebraucht.“* (ebd.).

Die durch die Anerkennung entstandene rechtliche Basis für die Volksgruppenarbeit wird durchgängig als positiver Effekt gesehen:

„Das hat schon eine wichtige Rolle gespielt, das hat schon eine sehr wichtige Rolle gespielt. Weil die Roma haben jetzt wirklich das Recht auf finanzielle Unterstützung, durch Projekte, was ohne die Anerkennung nie zustande gekommen wär‘.“
(Interview K)

Die Folgen der Anerkennung für die Volksgruppe der Roma

Die Auswirkungen politischer Ereignisse, wie der Anerkennung als Volksgruppe, lassen sich nur schwierig festmachen, da sie vor allem langfristig und schrittweise verlaufen. Dies kann meiner Meinung nach mit ein Grund sein, warum manche Befragte kritisieren, man sei immer noch nicht anerkannt: *„Ich sag mal, richtig anerkannt sind wir noch nicht.“* (Interview M). Die Mehrheit der Befragten spricht allerdings klar von positiven Folgen für die eigene Volksgruppe. Einige geben konkrete Beispiele für die Veränderungen ihrer Lebensumstände durch die Anerkennung an, wie die Möglichkeit, auf sein *Recht* bestehen zu können (z.B. auf Ämtern u.ä.):

„Man hat seine Rechte und das wissen sie bei den Ämtern und man kann nicht mehr so abgeschoben werden oder benachteiligt werden, man kann sich wehren, weil es das Gesetz gibt.“ (Interview N)

„Mir hat's sehr viel bedeutet, weil ich mir gedacht hab, das ist ein riesiger Sprung nach vor.“
(Interview Y)

Außerdem wird das Recht der Volksgruppe auf *finanzielle Unterstützung* genannt, die *Verbesserungen in den unterschiedlichen Lebensbereichen* allgemein, die sich aus Sicht der befragten Roma zwar langsam, aber stetig vollziehen. Neben diesen konkreten Folgen wird auch die positiven Effekte für die *Identitätsbildung* erwähnt (wie bereits im vorangegangenen Unterkapitel „Reaktionen auf die Anerkennung“ besprochen).

Die Entwicklung der Integration von Roma in die Mehrheitsgesellschaft

Bevor konkret die konkreten Veränderungen im Integrationsprozess der Roma analysiert bzw. die Akzeptanz seitens der Mehrheitsgesellschaft thematisiert wird, soll hier noch kurz auf die Sicht der Volksgruppenangehörigen auf den Integrationsprozess an sich eingegangen werden. Die Mehrheit der befragten Roma sieht im Begriff „Integration“ einen versteckten Ansatz zur *Assimilierung*, der von der Mehrheitsgesellschaft auf die Volksgruppe der Roma projiziert wird. Es wird auch darauf hingewiesen, dass Roma schon früher versuchten hätten, sich in die sog. „Mehrheitsgesellschaft“ zu integrieren, ihnen dies aber verwehrt wurde. Folgende Ausschnitte aus zwei Interviews mit in Oberwart lebenden Roma zeigen diesen Standpunkt sehr gut:

„Für mich ist Integration, wenn ich wirklich so bleiben darf und auch so angenommen werde, wie ich bin. Aber dass ich wirklich auf meine Sprache und auf alles Mögliche verzichten muss -, aber ich kann ja aus meiner Haut nicht raus.“ (Interview K)

„Das Wort ‚Integration‘, das mag ich überhaupt nicht. Das empfind ich immer so als Anpassung. (...) Wenn ich meinem Gegenüber – so wie dir jetzt – offen gegenüber stehe und dir das so weitervermitteln kann, was ich sagen will, dann funktioniert das auch.“ (Interview Y)

In der Aussage *„aber dass ich wirklich auf meine Sprache (...) verzichten muss“* manifestiert sich der *Assimilierungsdruck* meiner Meinung sehr gut. Ebenso wird kritisiert, manche Roma hätten sich schon zu sehr assimiliert.

Auch aus der Sicht einer Sozialarbeiterin, die seit den ersten Initiativen in den 1980er Jahren in Kontakt mit den Romavereinen steht, bestand ein starker Assimilierungsdruck auf die Volksgruppe der Roma:

„Es war so – sie müssen so werden wie wir. Wie die Mehrheitsbevölkerung, obwohl das im Burgenland sowieso die Frage ist: Wer ist die Mehrheitsbevölkerung?“ (Interview Z)

Hinsichtlich der Beziehungen zwischen Roma und Nicht-Roma vollzogen sich in den letzten 15- 20 Jahren substantielle Verbesserungen und zwar in allen Lebensbereichen: Das *Ansehen der Volksgruppe* ist gestiegen, auch haben sich vermehrt Freundschaften und Beziehungen

zwischen Roma und Nicht-Roma gebildet. Diese positiven Entwicklungen zeigen sich vor allem bei der jungen Romageneration, welche – im Gegensatz zur älteren – in allen Lebensbereichen integriert aufwächst (dies bedeutet aber nicht, dass Diskriminierung gänzlich der Vergangenheit angehört). Die *Freundeskreise* der jungen Generation bestehen aus Roma und Nicht-Roma: „*Sie [die junge Generation der Roma, Anm.] sind auf jeden Fall besser integriert. Da ist immer 'ne ganze Bande unterwegs, ganz gemischt.*“ (Interview N, 37 Jahre) und „*Auf alle Fälle. Es gibt auch untereinander sehr viele Freundschaften, wo viele Nicht-Roma beteiligt sind.*“ (Interview Y, 41 Jahre). Dieses Bild bestätigt sich auch in den Gesprächen mit jungen Roma: „*Da sind wir fünfzig zu fünfzig, wir akzeptieren uns gegenseitig.*“ (Interview H, 22 Jahre). (Die Veränderungen in den unterschiedlichen Lebensbereichen werden im folgenden Kapitel behandelt.)

Gleichzeitig muss auch auf die von den Befragten beschriebenen *Vorurteile* hingewiesen werden: Kinder aus Romafamilien werden von manchen Familien immer noch seltener zu Geburtstagen eingeladen als Kinder aus Nicht-Roma-Familien. Vorurteile bestehen zwar in immer geringerem Ausmaß, aber es gibt sie noch. Roma werden im Laufe ihres Lebens immer noch mit negativen Stereotypen und Diskriminierung konfrontiert, dies trifft auch verstärkt auf jene Roma zu, die von Nicht-Roma aufgrund ihres Erscheinungsbilds (dunklere Hautfarbe etc.) der Volkgruppe zugeordnet werden können.

Auch das Phänomen, wonach ein Unterschied zwischen jenen Roma, mit welchen Nicht-Roma bekannt oder befreundet sind und welche akzeptiert werden, und jenen anderen Roma gemacht wird, zu denen man keinen persönlichen Kontakt hat zeigt sich: Letztere werden in vorhandene Klischees „gesteckt“. Diese Konfrontation mit negativen Stereotypen war und ist aus Sicht der Befragten immer ein „Schockerlebnis“: „*Natürlich war das immer ein Schockerlebnis für mich.*“ (Interview G).

Lebensbedingungen und Diskriminierung in den Bereichen Schule, Arbeits- und Wohnungsmarkt

In den folgenden drei Unterkapiteln wird nun die Frage diskutiert, inwiefern von einer Veränderung der Lebensumstände in den drei konkreten Bereichen Schule, Wohnen und Arbeit gesprochen werden kann. Die strukturelle Diskriminierung, mit welcher Roma noch bis Ende der 1980er Jahre konfrontiert waren, erschreckte sich auf alle zentralen Lebensbereiche: Kinder aus Romafamilien fanden nur schwer Plätze in Kindergärten,

Jugendliche kaum Lehrstellen und überhaupt ging der Großteil dieser Jugendlichen noch in die Sonderschule:

„In Oberwart war’s natürlich extrem schlecht, weil da gab’s diese Sonderschule - d.h. in den Ortschaften da hat man sich abkämpfen – sag ich jetzt einmal - müssen, aber in Oberwart da war’s extrem, da waren 90% der Kinder in der Sonderschul’.“ (Interview C)

Ein Befragter erinnert sich an ein Erlebnis aus seiner Schulzeit, anhand dessen auch die Konstruktionslogik so manchen *Stereotyps* bzw. Vorurteils deutlich wird (wie bereits angesprochen wurde). Ein Mitschüler meinte zu ihm: *„Aber gell, du bist nicht so, wie die da draußen?“ [jene in der Oberwarter Roma-Siedlung „Am Anger“ Wohnenden, Anm.].* N antwortete: *„Warum, ich bin ja der gleiche.“* – *„Naja, ein paar von draußen sind schon super leiwand.“* Darauf N: *„D.h., ein paar haben sie auch gekannt und akzeptiert. Nur die Anderen halt – [nicht].“ (Interview N).*

Natürlich zeigte sich die Einstellung der Mehrheitsgesellschaft nicht nur im Umgang mit den Behörden, sondern auch im Alltagsleben – Roma wurden durch die Berichterstattung in Zeitungen verunglimpft: *„Ja und das ist ja dann auch bis zu Zeitungen, die Verunglimpfungen gemacht haben.“ (Interview G).*

In diesem Zusammenhang weisen einige Befragten auch auf die regionalen Unterschiede hinsichtlich der Integration der Roma hin: Roma im Nord- und Mittelburgenland waren bzw. sind besser in die Gemeinden integriert als im Südburgenland. Im südlichen Landesteil, wie auch in Oberwart, sind Roma außerdem auch unterschiedlich gut integriert: Während Roma in Oberwart aufgrund der räumlichen Segregation früher sehr viel stärker isoliert waren bzw. sind, gestaltete sich ihre Situation in kleineren Nachbardörfern eindeutig besser:

„Dadurch, dass ich ja nicht direkt hier aus Oberwart bin, ich bin aus Zahling, einer 800-Seelen-Gemeinde, hab ich das nicht so gespürt oder zu spüren bekommen. Ich war einfach die Susi, im Freundes- und Bekanntenkreis, wo der Kontakt noch bis heute aufrecht ist. (...) Ich glaub am Dorf, da hat ein jeder gewusst von jedem, wer er ist. Dadurch, dass ich und meine zwei Brüder die einzigen Romakinder zu der Zeit waren, wurden wir genauso angenommen wie alle anderen. Also da hat’s überhaupt keine Probleme gegeben. (...) Ich bin jetzt seit 24 Jahren hier, hab 16 Jahre in der Roma-Siedlung gelebt, mit meiner Familie, und da man hat es natürlich sehr zu spüren bekommen.“ (Interview Y)

Schule

Aufgrund der Datenlage kann von einer klaren Verbesserung der Schul- und Bildungssituation der jungen Roma-Generation ausgegangen werden, wie es auch der folgende Befragte der älteren Generation schildert:

„Seit der Verein gegründet wurde, hat sich in den Schulen sehr viel zum Positiven verändert. (...) Die Kinder haben auch keine Vorurteile mehr, es werden auch nicht mehr nur Roma-Kinder in einer Klasse zusammengepfercht, sondern es wird schön aufgeteilt.“ (Interview K)

Im Vergleich zur eigenen Schulzeit, wo Diskriminierung der Kinder aus Romafamilien tagtäglich passierte und auch physische Gewalt seitens des Lehrpersonals keine Ausnahme war, sprechen mehrere Befragte heute von deutlichen strukturellen Verbesserungen bei der Zusammenarbeit Eltern-Schule:

„Es ist die Zusammenarbeit zwischen Roma und Lehrern viel besser geworden, wo's heute wirklich keine Probleme mehr gibt. (...) Zum Beispiel früher, bevor der Verein gegründet worden ist und es war Elternsprechtag – da ist niemand gegangen. Jetzt ist das ganz normal, dass die Eltern zum Elternsprechtag gehen.“ (Ebd.)

Teil der damals bestehenden negativen Stereotype über Roma war auch die Auffassung, wonach Kinder aus Romafamilien sich nur dann entwickeln können, wenn sie eine der Mehrheitsgesellschaft angepassten Lebensweise annehmen:

„Es war jahrelang so, dass der Schuldirektor damals von der Sonderschule g'sagt hat: ‚Wenn ich könnte, würd ich alle Romakinder adoptieren und ihnen eine gute Ausbildung zukommen lassen.‘ Das hat's vor zwölf Jahren noch gegeben.“ (Interview Z)

Wie auch aus dem obigen Zitat hervorgeht, sind Romakinder bzw. -jugendliche aus Sicht der Befragten in Schulen heute voll integriert – die strukturelle Diskriminierung im Schul- und Ausbildungssystem gehört der Vergangenheit an. Die jüngere Romageneration verfügt aus Sicht der älteren Generation dementsprechend auch über viel bessere Bildungsabschlüsse. Einschränkend wird darauf hingewiesen, dass Roma Lehrausbildungen eher abbrechen als Nicht-Roma:

„Jetzt muss ich sagen: Hauptschulabschluss haben zu 99 % alle Kinder. Und dann mit den Berufen: Es werden zwar Lehren angefangen, aber halt auch abgebrochen. Das ist bei den Schulen auch so. Dass sie das noch nicht richtig durchziehen. (Interview K)

Außerdem wird in den Gesprächen auf den positiven Einfluss der Schulen in Oberwart (und Umgebung) bzw. deren Tätigkeiten und Projekte in Hinblick auf das Thema „Roma“ hingewiesen.

Arbeitsmarkt

Arbeitssuchende Roma bzw. Roma allgemein wurden im Raum Oberwart bis in die 1980er Jahre auf Ämtern benachteiligend behandelt: Beispielsweise mussten sich Roma mehrmals ans Ende der Warteschlange stellen, auch wenn sie an der Reihe waren, wie auch am damaligen Arbeitsamt. Außerdem lagen dort Stellengesuche mit der *Anmerkung* „bitte keine

Zigeuner vermitteln“ auf. Die Situation am lokalen oder regionalen Arbeitsmarkt war äußerst problematisch: „Dann mit der Arbeitslosigkeit, das war ja damals sehr verheerend auch, muss ich schon sagen.“ (Interview I).

Ein Befragter erinnert sich an ein persönliches Erlebnis, als er Anfang der 1970er Jahre auf Arbeitssuche ging: Die BewerberInnen wurden nach dem Nachnamen oder auch nach der ethnischen Abstammung gefragt:

„Ja. Ich hab das mal als ganz Junger erlebt, mit dem Namen, da hat's den Baumeister gegeben in Pinkafeld, da hätt ich mich sollen vorstellen, da hat er keine Zeit g'habt, der Chef, dann sagt er mir, ich soll Freitag kommen, weil Montag kann ich sicher anfangen zu arbeiten. Ich komm Freitag hin, er red mit mir, wo ich arbeiten soll und so, will meine Daten aufnehmen, hört meinen Namen, sagt er ‚nein‘, er kann mich nicht brauchen.“ (Interview K)

Ein im Mittelburgenland geborener Rom konnte in seiner Stadt bzw. Region keine Lehrstelle finden:

„Da waren Lehrstellen ausgeschrieben, ich bin mit meiner Mutter hingegangen, haben's mich g'fragt, von wo ich bin – hab ich g'sagt ‚Eh von da, aus Mattersburg‘ – ‚Wie heißt denn?‘ – ‚Horvath‘ – ‚Von welchem Horvath?‘ – ‚Vom Horvath in der Angergasse‘, da haben's g'sagt ‚vom weißen Zigeuner, nein, da kömma dich nicht brauchen.‘ Das war so. Hab ich müssen nach Niederösterreich lernen gehen.“ (Interview L)

Hinzu kam, dass Roma oft kein *Arbeitslosengeld* ausgezahlt wurde.

Aktuell ist die Lage am südburgenländischen Arbeitsmarkt aufgrund der ökonomischen Schwäche der Region zwar schwierig, aus Sicht der Befragten spielt das Kriterium *Ethnizität* allerdings keine Rolle mehr bei der Arbeitssuche (die Ergebnisse der Befragung der jüngeren Romageneration werden diese Aussagen kontrastieren).

Wohnungsmarkt

Wie schon in Hinblick auf den schulischen Bereich werden die Veränderungen im Wohnbereich sehr positiv wahrgenommen, sowohl auf struktureller als auch auf zwischenmenschlicher Ebene: Aus Sicht der Befragten besteht bei der Wohnungsvergabe durch die Stadt *Gleichbehandlung*. Man lebt mittlerweile „Tür an Tür“ – vor 20 oder 30 Jahren wäre dies undenkbar gewesen.

„Vor 20, 30 Jahren wär es für mich unvorstellbar gewesen, zum Beispiel in die Stadt zu ziehen und privat ein Haus zu mieten. Also das wär vielleicht nicht möglich gewesen. Wir haben das Haus, wo wir jetzt wohnen, vor acht Jahren angemietet und dann die Möglichkeit gehabt, vor drei Jahren, das Haus zu kaufen. Und das passt eben alles, das war kein Problem.“ (Interview Y)

Heute leben Roma direkt in der Stadt Oberwart und haben Zugang zum Immobilienmarkt.

Diese positive Entwicklung zeigt sich auch in der aktuellen Aufteilung der Romabevölkerung auf die Oberwarter Siedlung „Am Anger“ und jene Roma, die in der Stadt wohnen:

„Das dürfte ziemlich gleich sein. Nein – in Oberwart leben schon mehr Roma – weil da in der Siedlung leben 120 und in der Stadt auch ca. 120.“ (Interview K)

Der Wunsch der jungen Roma, aus der Siedlung „Am Anger“ auszuziehen und eine „andere Adresse zu haben“ zeigt sich auch in den Aussagen der älteren Roma (vgl. Interview N).

Wie bereits angesprochen, zeigt sich auch beim Thema „Wohnen“ der Assimilierungsdruck seitens der Mehrheitsgesellschaft:

„Und weil wir jetzt ausschließlich über die Roma reden: Es gibt solche, die können sich schnell integrieren, die kennen die Spielregeln, die machen mit, ob das jetzt das Reinigen der Stiegenhäuser ist und manche können's nicht. Und wollen's auch nicht. Und kommen dann und sagen: ‚Ja, eh, weil wir Zigeuner sind, drum willst uns draußen haben.‘ Ich will niemanden draußen haben.“ (Interview X.)

Die Oberwarter Siedlung „Am Anger“

So sehr die Oberwarter Siedlung für die strukturelle und gezielte Ausgrenzung der Roma steht und deshalb viele Roma lieber in der Stadt selbst wohnen, so sehen einige Befragten, die in der Siedlung wohnen oder wohnten, eine *Partikularität* - in der Art des Zusammenlebens, welche auch ein Stück „gelebte Romakultur“ darstellt:

„In der Siedlung da hab ich mehr Möglichkeiten, da bin ich nicht so ausgegrenzt. Das Siedlungsleben befürworte ich schon, weil wenn die Siedlung hier mal aufgelöst wird, dann geht doch ein Stück Kulturleben der Roma verloren, der Zusammenhalt, verschwindet das dann auch.“ (Interview K)

Die Entscheidung, „in die Stadt“ zu ziehen ist in vielen Fällen vor allem eine finanzielle: *„Es ist auch manchmal eine finanzielle G'schicht, dass man sich nicht in der Stadt eine Wohnung nimmt oder irgendwo ein Haus kauft.“ (Interview Y).*

Um jeder Romantisierung vorzubeugen, sei aber auch darauf hingewiesen, dass - wie überall sonst - auch in der Siedlung Konflikte bestehen: *„Das mit dem Zusammenhalt funktioniert so eh nicht mehr – der redet mit dem nix, der mit dem nix.“ (Interview K).*

Worin dieses spezifische „Kulturleben“ denn nun liegt, wird vielleicht im folgenden Zitat deutlicher:

„Ich sag einmal, bei uns ist es so – wenn ich zum Beispiel von da in die Siedlung fahr, muss ich keinen anrufen ‚darf ich kommen?‘. Ich komm einfach hin, trink einen Kaffee, oder krieg ein Essen, fragen's immer. Das ist schon noch Kultur, das gehört dazu. So wie die Familie, die Großmütter.“ (Interview N)

Selbstbewusstsein, Selbstdeklaration und Sprachweitergabe

Die ältere Generation wuchs in einem Umfeld auf, dass nicht zur Selbstdeklaration ermutigte, sondern - aus Angst vor *Ausgrenzung* und *Diskriminierung* – das Gegenteil tat: „*Wir sollen das nicht, wir sollen am besten Nicht-Roma heiraten, am besten weg und nach Wien.*“ (Interview C, geb. 1965). In Hinblick auf das eigene Selbstbewusstsein kam es im Laufe der Zeit zu einer positiven Entwicklung, wobei hier auch das Wissen um die eigene Familie, deren Geschichte und Herkunft eine Unterstützung für manche Volksgruppenangehörigen darstellt:

„Ich glaub, da haben die Roma selbst dran gearbeitet und es vielleicht weitergegeben, ich kann's jetzt nur für mich sagen – meine Kinder (...), dass wir g'sagt haben, wenn sie sich ungerecht behandelt fühlen, sollen sie sehr wohl was dazu sagen. Das ist ihr gutes Recht, dass sie den Mund aufmachen und sagen ‚so nicht, das war nicht so, das empfind ich nicht so.‘ Also dass sie sich melden.“ (Interview Y)

Außerdem wird die Bedeutung des institutionellen Rahmens erwähnt, der *Vereinsgründung*, welche sich nach Ansicht der Befragten sowohl direkt als auch „indirekt“ auf das Selbstbewusstsein der Volksgruppenangehörigen auswirkt(e): „Indirekt“ über die Beratung und Bereitstellung entsprechender Informationen über die *Rechte* der Volksgruppenangehörigen und zwar in Form des Peer Counseling.

Die Veränderungen in Hinblick auf das Selbstbewusstsein der jüngeren Generation, werden aus der Sicht der älteren Generation als sehr positiv wahrgenommen: Die junge Generation tritt selbstbewusster auf, sie haben „*keine Opferrolle mehr*“ (Interview A).

Deklarationsbereitschaft der Befragten

Aus der Befragung der älteren Roma geht eindeutig hervor, dass sich Mehrheit der Roma heute zu ihrer ethnischen Identität bekennt:

„Inzwischen kennen wir allein im Burgenland 1.500 Roma. Und die auch dazu stehen, auch wenn sie einen anderen Namen haben. Aber es ist mit sehr viel Arbeit verbunden.“
(Interview K)

Einige Befragte merken auch an, sich früher nicht getraut zu haben, zur eigenen Identität zu stehen, dies aber heute tun. Die Tatsache, dass bis in die 1990er Jahre ganz genau bekannt war, wer VolksgruppenangehörigeR war bzw. nicht, stellt einen überaus wichtigen Aspekt in

diesem Zusammenhang dar: „*Oja, das haben's gewusst. Auch einfach wegen der Hautfarbe.*“ (ebd.).

Heute stellt sich die Situation völlig anders dar, nicht nur aufgrund der *Migration* von Personen anderer ethnischer Herkunft, sondern auch aufgrund der vermehrten Schließung von *Mischehen*. Andererseits gibt es auch jene Gruppe, die sich nicht bekennt und – laut Einschätzung der Befragten – auch nie dazu bekennen wird.

Darüber hinaus hat sich die *Aufklärungs- und Informationsarbeit der Vereine* aus der Sicht der Befragten sehr positiv auf die Deklarationsbereitschaft ausgewirkt, auch die Anerkennung wird von allen Befragten eindeutig als unterstützender Faktor eingeschätzt: „*Ja, das hört man immer wieder. Ja, das hat viel bewirkt.*“ (Interview G).

Ein Rom beschreibt seinen persönlichen Umgang mit seiner Ethnizität folgendermaßen:

„*Für mich ist es ganz selbstverständlich geworden (...): Wenn mich wer fragt, ‚du bist ja schwarz, was bist denn?‘, dann sag ich: ‚Ich bin ein Rom‘.*“ (Interview A)

Ein anderes Beispiel:

„*Ich sag immer, ‚ich komm aus dem Burgenland und ich bin ein Rom‘. Die meisten sagen dann, ‚Roma, wissen wir eh‘ oder haben's schon mal gehört.*“ (Interview N)

Diese Einstellung steht im krassen Gegensatz zu einer sehr problematischen Art des Umgangs mit der eigenen Identität, welche vor 15 oder 20 Jahren unter Roma noch viel verbreiteter war, wie auch bei manchen KünstlerInnen, die ihre ethnische Identität um jeden Preis verbergen wollten: „*Früher Künstler sogar gedroht, wenn Verein sie als Roma bezeichnet - wollten um jeden Preis versteckt bleiben.*“ (Interview E).

Sprachgebrauch und -weitergabe

Wie bereits ausgeführt, kann aufgrund der empirischen Ergebnisse davon ausgegangen werden, dass sich in den letzten Jahrzehnten ein *verstärktes Selbstbewusstsein* unter den Volksgruppenangehörigen gebildet hat, welches sich beispielsweise in der öffentlichen Verwendung der eigenen Sprache Roman manifestiert und zwar nicht nur bei der „jungen Generation“ (ca. 15 – 25-Jährige), sondern bei der „älteren“ Generation: „*Die Großeltern-Generation [KZ-Überlebende, Anm.] hat ja auf der Straße nie Roman g'red, die Jungen schon. [Hervorhebung durch Autorin]*“ (Interview N). In diesem Zusammenhang tritt auch ein gewisses Paradoxon auf: Einerseits stehen die burgenländischen Roma heute an einem

Punkt, wo viele bzw. immer mehr Volksgruppenangehörigen zu ihrer Identität stehen und auch ihre volksgruppeneigene Sprache stärker verwenden – auch im öffentlich Kontext – andererseits sind die Burgenland-Roma mit einem starken *Sprachschwund* konfrontiert. Ein Befragter der älteren Generation beschreibt die Entwicklung der Sprachverwendung folgendermaßen:

„Die Großelterngeneration hat’s [das Roman, Anm.] immer g’red. Die Nachkriegskinder [die Elterngeneration des Befragten, Anm.] auch noch, aber in unserer Generation haben’s nicht mehr viele gelernt. Ich hab’s noch gelernt, die Generation nach mir eher weniger. Sie verstehen zwar, aber sie können nicht reden. Und der Gebrauch ist dann natürlich auch nicht so. Wenn man wo ist, dass man dann deutsch redet und Roman und alles vermischt.“
(Interview N, geb. 1971)

In der Oberwarther Siedlung „Am Anger“ wurde Anfang der 1980er Jahren beispielsweise ausschließlich Roman als Umgangssprache verwendet, heute wird es zumeist mit deutsch gemischt oder dadurch ersetzt. Der drohende Sprachverlust ist der „älteren Generation“ bewusst, wie folgende Aussagen zeigen:

„Wenn die Entwicklung so weitergeht, schaut’s nicht gut aus für die Roma-Sprache.“
(Interview K, geb. 1957)

„Teils teils. Also man bemüht sich dann natürlich, dass man untereinander Roman spricht, aber ertappt sich dann auch immer wieder, dass man das Deutsch reinmischt. Oder automatisch Deutsch gesprochen wird.“ (Interview Y, geb. 1968)

Die Weitergabe des Roman hängt aus Sicht der Befragten der älteren Generation stark von der jeweils individuellen Einstellung zu diesem Thema ab: Während jene Roma, die selbst zu ihrer Identität stehen, dies auch entsprechend an ihre Kinder weitergeben (allerdings nicht notwendigerweise die Sprache, da oft entsprechende Kenntnisse fehlen), werden andere Kinder nicht über ihre ethnischen Wurzeln aufgeklärt. Bessere Chancen für den Fortbestand der Sprache bestehen in Wien, wo noch größere Gruppen (allochthoner) Roma in engerem Kontakt zueinander leben und teilweise auch eher endogamisch geheiratet wird (vgl. Interview K).

Exkurs: Die Rolle der Generation der KZ-Überlebenden für die Weitergabe von Identität und Sprache

An dieser Stelle soll noch etwas genauer auf die Beziehung zwischen den Befragten der „älteren Generation“ und ihrer Großelterngeneration, also jenen Roma, die die Konzentrationslager überlebten, eingegangen werden. Schließlich kam es zwischen der

Generation der KZ-Überlebenden und der Nachkriegsgeneration zum *Bruch bei der Weitergabe der Kultur*, Sprache und Brauchtümer der Roma, wie das folgende Beispiel zeigt:

„Zum Beispiel wie meine Tante, die hat da unten gelebt: ‚Gebt’s euch nicht als Zigeuner zu erkennen, redet’s deutsch. Nicht redet’s Roman vor den Gadsche – die brauchen das nicht wissen, wer wir sind.‘“ (Interview L, geb. 1950)

Diese permanente Angst vor Diskriminierung und Ausgrenzung wurde auch auf die Generation der Kinder und Enkelkinder (= sog. „ältere Generation“) übertragen:

„Die haben dich aber mit so einer Angst erzogen, ja, dass du das automatisch für deine Kinder weitergibst. Das is’ was, was nicht aufhört.“ (Interview C)

Die Beziehung zwischen der Generation der KZ-Überlebenden und der nächsten bzw. übernächsten Generation, war vor allem durch das *Schweigen* über das Erlebte geprägt. Dieses Schweigen ist aus der Sicht der „älteren Generation“ vor allem als Schutzmechanismus zu sehen, für die kommende Generation und für sich selbst:

„Zum Einen wollten sie uns schützen davor – was sie erlebt haben – und zum Anderen war es für sie auch ein Selbstschutz.“ (ebd.)

Das Rohrbombenattentat 1995 und seine Folgen

In der Nacht von 4. auf 5. Feber 1995 wurden vier Männer aus der Oberwarter Roma-Siedlung durch die Rohrbombe Franz Fuchs’ ermordet. Das dadurch entstandene individuelle Trauma der Familienangehörigen war und ist auch ein kollektives, was in meinen Gesprächen mit Roma unterschiedlichen Alters deutlich wird:

„Es ist im Hinterkopf. Es ist immer abrufbar, wenn irgendwas passiert, dann kommt’s. Es ist zwar auf die Seite gestellt, aber nicht vergessen.“ (Interview N)

Ein Rom, der in der Siedlung lebt, schildert die – immer noch spürbaren – Auswirkungen des Attentats:

„Ja, es ist noch stark. Zum Beispiel, wenn da fremde Leute spazieren gehen oder so. Wird gleich geschaut. Oder ein fremdes Auto runterkommt. Irgendwie ist schon noch Angst da.“ (Interview K)

Die Folgen des Attentats waren *Angst und Misstrauen gegenüber Fremden* – manche Roma wechselten auch ihre Familiennamen. Auch in den Vereinen kamen damals Zweifel an der eigenen Arbeit auf, wie ein damaliger Mitarbeiter des Vereins Roma meint:

„Das war schon ein Rückschlag. Da sind wir schon zusammen gesessen und haben überlegt, machen wir weiter? Jetzt haben wir schon so viel gemacht. Da war schon die Angst da, bei

jedem. Aber nicht nur unter den Roma, auch unter den Nicht-Roma, man hat ja nicht gewusst, wen's trifft. Das war schon schrecklich.“ (Interview N)

Gleichzeitig standen die burgenländischen Roma, vor allem jene, die in der Oberwarther Siedlung wohnten, unter der ständigen Aufmerksamkeit der nationalen und internationalen Medien, wodurch erstmals auf die damals *schlechten Lebensbedingungen der Roma* und ihre *Diskriminierung* auf nationaler Ebene thematisiert wurden. Die außerhalb des Südburgenlands lebenden Nicht-Roma wurden zum ersten Mal auf die Lage der Roma aufmerksam. Die Schattenseite dieses großen *Medieninteresses* war – erwartungsgemäß – der respektlose Umgang mit den Angehörigen der Opfer bzw. überhaupt mit den BewohnerInnen der Siedlung. Aus Sicht der befragten Roma machten sich manche JournalistInnen nicht die Mühe, wahrheitsgemäß Bericht zu erstatten:

„Oder man schreibt irgendwas Falsches, dann sagen die Leute: ‚Ja, schaut's her, stimmt eh, was die schreiben.‘ Aber das wird es immer geben. Das ist egal, ob man jetzt über die Roma oder über eine andere Volksgruppe schreibt.“ (Interview N)

Auch das Vorgehen der örtlichen *Polizeibehörden* verlief äußerst respektlos: So wurden beispielsweise alle Häuser der Siedlung durchsucht – man ging davon aus, die Schuldigen unter den Roma zu finden. Eine Romni, die zu dieser Zeit nicht in der Siedlung wohnte, schildert den Morgen nach dem Attentat, an dem sie in die Siedlung kam, folgendermaßen:

„Wie ich hingekommen bin, bin ich gleich ins erste Haus reingegangen (...) und ich bin dort gegessen und hab Angst gehabt. Also ich weiß noch, diese irrsinnige Angst, weil die Polizei ist reingekommen, die haben untersucht, die haben das Haus durchsucht, die haben gesucht, wie wenn irgendwer schuldig wär, also es war verrückt die Situation. Das war nicht schön. Sehr ungerecht. Wie der letzte Dreck ist man behandelt worden. Wie ich da gegessen bin, hab ich gedacht: ‚Hab ich das notwendig? Was soll das?‘ Aber ich hab den Mund nicht aufgebracht, ich war wie erstarrt. Ich hab mir das nicht vorstellen können.“ (Interview G)

Aufgrund der medialen Aufmerksamkeit nach dem Attentat, welche natürlich bei weitem größer war als bei der Anerkennung als Volksgruppe, wurde auch die (nationale) Politik auf die Situation der Roma in der Oberwarther Siedlung aufmerksam. Folglich wurde die Siedlung, welche ursprünglich aus billigstem Material errichtet worden war (vgl. Interview C), generalsaniert, sowie die Zufahrtsstraße zur Siedlung asphaltiert. Aufgrund dieser Verbesserungen und der Möglichkeit, endlich auf die Ausgrenzung aufmerksam zu machen, meint ein Mitarbeiter des Vereins Roma:

„Die Anerkennung, kann man sagen, die hat's erst 1995 [im Jahr des Attentats, Anm.] gegeben und das unmittelbar nach dem Attentat. Ich sag, dass Attentat hat damals sehr viel bewirkt. Auch die Medien waren sehr stark dann dahinter.“ (Interview I)

Ein Befragter erinnert sich, dass er sich zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal bewusst mit seiner Identität auseinandergesetzt hat und sich erstmals für das Thema „Anerkennung“ interessierte:

„Mich hat das erst so richtig interessiert, dass ich ein Rom bin, wie der Anschlag da in Oberwart war. Dann bin ich munter geworden. Aber vorher hat mir das nichts ausgemacht – sind wir eine anerkannte Gruppe oder nicht.“ (Interview K)

In Interviews wurde auch darauf hingewiesen, dass das Attentat für manche Nicht-Roma immer noch präsent ist, wenn auch in einem anderen Ausmaß als für die Volksgruppenangehörigen selbst. Die langfristigen Folgen und Trauma für die Volksgruppenangehörigen bestehen – vor allem bei der „älteren Generation“ – bis heute.

1.32. Die „junge Generation“

Wie schon im vorangegangenen Kapitel werden auch hier die Aussagen der Befragten nach Themengruppen geordnet dargestellt. In diesem Teil handelt es sich um Befragte im Alter zwischen 17 und 26 Jahren.

Fremd- und Eigenbezeichnungen

Hinsichtlich der Fremd- und Eigenbezeichnungen bestehen unterschiedliche Meinungen unter den jungen Befragten: Einerseits wird von manchen Befragten kein bestimmter Begriff bevorzugt, vielmehr kommt es auf die Verwendung des Begriffs im konkreten Zusammenhang an:

„Ich sag, wenn einer sagt ‚Zigeuner‘, dann ist das ok, weil das ist kein Schimpfwort. Das was ich bin, bin ich und wenn einer sagt, ‚das ist ein Türke‘, das ist das gleiche. Es ist nur, statt ‚Zigeuner‘ haben’s ‚Roma‘ g’macht, weil sich das besser anhört.“ (ebd.)

Andererseits ist der Begriff „ZigeunerIn“ für manche Roma inakzeptabel (vgl. Interview S). Allerdings scheinen viele Nicht-Roma den Begriff „Roma“ nicht einmal zu kennen bzw. können ihn nicht einordnen: *„Weil viele wissen gar nicht, was Roma ist und kennen nur das Wort ‚Zigeuner‘ und haben da eine schlechte Meinung.“ (Interview J).*

Verein bzw. Vereinsgründung und seine aktuelle Bedeutung

Die wichtigsten Motive für die Gründung des „Vereins Roma“ Ende der 1980er Jahre in Oberwart werden im Engagement gegen die Diskriminierung und den gesellschaftlichen

Ausschluss der Roma-Minderheit gesehen. Außerdem werden die damals bestehenden *Lokalverbote* als Vereinsgründungsmotive genannt, wie auch die Verbesserung der *wirtschaftlichen Situation* der Roma sowie das Engagement für die *politische Anerkennung* als Volksgruppe und zuletzt das Schaffen einer Anlaufstelle für alle Roma der Region. Aus der Perspektive eines jungen Rom stand die Motivation zum Engagement für eine Verbesserung der Lebenssituation der Roma in enger Verbindung mit der Diskriminierung der Volksgruppe am Arbeitsmarkt, die bis zum Anfang der 1990er Jahre bestand:

„Ich denk mir, weil's mit der Wirtschaft nicht gut ausg'schaut hat und weil die Roma ja auch Rechte da im Burgenland haben. Arbeitsplätze und so.“ (Interview P)

Allgemein sieht die junge Roma-Generation jene Roma, die sich Ende 1980er Jahre für die Vereinsgründung des „Verein Roma“ einsetzten, sehr positiv, da sie trotz Diskriminierung durch die Mehrheitsgesellschaft etwas „geschafft“ haben: *„Und trotzdem haben sie ein Durchsetzungsvermögen gezeigt.“ (Interview P).*

Die Bedeutung und Funktion des Vereins werden bis heute vor allem in der *Lernhilfe*, in der Unterstützung bei *Amtswegen* bzw. grundsätzlich in der *Unterstützung in allen Lebensbereichen* gesehen, sowie das Organisieren von *Veranstaltungen*, welche den Kontakt zwischen den Roma fördern. In diesem Zusammenhang wird aber auch kritisiert, die Veranstaltungen fänden heute seltener statt. Gleichzeitig wird auf die sinkenden BesucherInnenzahlen bei diesen Veranstaltungen hingewiesen:

„Ich hab schon lang nix mehr mit dem Verein zu tun gehabt. Funktion - ich glaub, Lernbetreuung machen's noch, Veranstaltungen haben's früher g'macht, aber irgendwie hat das stark nachgelassen. (...) Obwohl, man muss auch sagen, die Besucherzahl ist auch schwächer geworden. Vor zwei Jahren der Roma-Butschu [Roma-Kirtag in Oberwart, Anm.] war sehr gut besucht. Seit drei, vier Jahren hat das nachgelassen.“ (Interview Q)

Ein Befragter meint, der Verein wäre bis in die 1990er Jahre populärer gewesen als heute und innerhalb der Minderheit auch mehr gebraucht worden. Dies zeigt sich beispielsweise bei der Lernbetreuung, die aufgrund des wachsenden Betreuungsangebots der Schulen an Bedeutung verloren hat.

Ein anderer junger Mitarbeiter des Vereins Roma, selbst Rom, kritisiert wiederum die – aus seiner Sicht – kontraproduktive Haltung anderer junger Roma:

„Ich mein, das gibt's woanders auch, aber das ist halt ärgerlich, weil wir doch eine kleine Gruppe sind und wenn nur manche mitarbeiten und andere dagegen arbeiten, dann ist es manchmal richtig mühsam, ein Ergebnis zu haben.“ (Interview H)

Inwiefern sich die Vereinstätigkeit positiv auf das ethnische Selbstbewusstsein der Volksgruppenangehörigen auswirkt, ist innerhalb der jungen Roma umstritten.

Die Anerkennung als Volksgruppe und ihre Folgen

Die Mehrheit der befragten Personen schreibt der politisch-rechtlichen Anerkennung als Volksgruppe eindeutig einen positiven *Effekt auf das Selbstbewusstsein* und die Identität der Roma zu, auch in einer langfristigen Perspektive. Die Anerkennung wirkt sich ihrer Meinung nach auf zwei unterschiedlichen Ebenen aus: Einerseits auf der individuellen Ebene, auf welcher die Roma-Identität und das Selbstbewusstseins der Minderheit durch die Anerkennung unterstützt werden, andererseits auf der gesellschaftlichen Ebene, wo sich die Befragten langfristig einen *positiven Effekt hinsichtlich der Akzeptanz* der Roma sowie mehr Interesse für die Minderheit versprechen. Eine befragte Romni erinnert sich an die Zeit nach der Anerkennung, in welcher die direkten Effekte der Anerkennung (gleichzeitig mit den Folgen der verstärkten Vereinstätigkeit) sehr gut sichtbar waren:

„Ich glaub, der Stolz ist größer geworden. (...) Ihre Lieder gesungen haben, sie haben dann begonnen, ihre Kostüme zu machen – da gab es eine Roma-Tanz-Gruppe – die haben Röcke gehabt, die die Frauen gemacht haben.“ (Interview J)

Insgesamt gesehen schätzen die Befragten der jungen Romageneration die Auswirkungen der Anerkennung als positiv ein – was sich heute z.B. bei der Bearbeitung romabezogener Themen im Rahmen schulischer Projekte zeigt.

Integration bzw. das Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma

Ein Großteil der Befragten schätzt das Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma in seiner tagtäglichen Umgebung als positiv ein (fast alle Befragten stammen aus der südburgenländischen Stadt Oberwart bzw. aus ihrer Umgebung): *„Die Roma sind da eigentlich sehr beliebt“*. (...) *Also von Diskriminierung hab ich schon lang nix g’sehen.*“ (Interview Q). Die Frage, ob sie sich integriert fühlen, bejahen die meisten Befragten und weisen darauf in, dass in Oberwart viele Roma und Nicht-Roma befreundet sind und sie auch bei ihren eigenen Freunden das Gefühl haben, jene stünden hinter ihnen:

„Wir sind auch viel mit Nicht-Roma unterwegs, also wenn wir Moped fahren gehen oder Fußball spielen. Da sind wir fünfzig zu fünfzig, da gibt's auch gar nix. Die wissen, dass wir Roma sind, die akzeptieren das und umgekehrt auch.“ (Interview H)

Verhält man sich angemessen, so werde man auch akzeptiert: *„Es kommt auch drauf an, wie man sich verhält. Es gibt überall gute und schlechte. (...) Ich red normal mit den Leuten und so kommt's auch zurück.“ (Interview Q).* Überhaupt ist das Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma aus Sicht der jungen Roma immer schon gut gewesen. Auch wenn es – immer noch – Nicht-Roma gibt, welche Roma nicht akzeptieren. In diesen Zusammenhang weisen die Befragten auch auf einen weiteren Einflussfaktor hin, nämlich die in den letzten Jahren zunehmende *Immigration* in Oberwart bzw. der umliegenden Region. Während Volksgruppenangehörige früher stets als solche bekannt waren, so ist das heute – größtenteils - nicht mehr möglich. (Dies gilt natürlich nicht für jene Roma, deren ethnische Herkunft aufgrund physischer Merkmale oder entsprechender bekannter Familiennamen sehr leicht erkennbar sind.)

Ingesamt dominiert in der jungen Generation das Gefühl, in die Gesellschaft integriert aufzuwachsen, was auch als positive Verbesserung zu früher, also vor etwa 15 oder 20 Jahren, gesehen wird.

Lebensbedingungen und Diskriminierung in den Bereichen Schule, Arbeits- und Wohnungsmarkt

Schule

Mehrere Befragte sind – in Zusammenhang mit ihrer Identität als Roma – im Laufe ihres Lebens mit *Stereotypen* konfrontiert worden. Vor allem in kleineren Dörfern, in welchen sehr wenige Roma leben, bestehen umso stärkere Vorurteile über Roma. Die folgenden beiden Zitate veranschaulichen die Problematik:

„Eigentlich haben eh nur die gestänkert, die aus so kleinen Ortschaften waren, so wie von Oberdorf oder was weiß ich. Dann haben's immer g'sagt, ‚du dreckiger Zigeuner‘.“ (Interview S)

„Vor ca. sechs Jahren (...) in einem Lokal: Kaum waren wir zehn Minuten drinnen, haben's uns schon angestänkert.“ (Interview R)

Besonders in der Schule, wo Kinder aus der Stadt Oberwart mit jenen aus den umliegenden Dörfern zusammentreffen, werden diese Vorurteile schnell offenkundig: Ein heute 22-Jähriger erinnert sich beispielsweise daran, dass in seiner Volksschulklasse manche Kinder nicht neben ihm sitzen wollten:

„In der Volksschule war eigentlich so, ich hab eigentlich kein Problem g’habt, es waren halt wirklich einzelne, dass ich jetzt nicht neben dem sitzen dürfen hab oder neben dem. Dann war einmal eine Geburtstagsfeier – da waren alle eingeladen, ich natürlich net.“ (Interview H)

Eine Romni erzählt von einer Erfahrung in ihrer Vorschulzeit (Beginn der 1990er Jahre): *„Eine Mitkollegin von mir hat g’sagt: ‚Zigeuner, das sich die ganz Schlimmen, die packen ja die Kinder in den Korb und tragen sie weg.‘“ (Interview J).*

Diese Vorurteile können sich auch in einer (physisch) gewalttätigen Form ausdrücken:

„Und dann hab ich im Gymnasium angefangen, ja dann bin ich mal zamg’schlagen worden von fünf Leuten, weil ich ein Rom bin, das hat sich eine Woche mal gezogen – das war ein Wandertag, dann haben’s mich abgefangen, ja, sie haben zwar eine Verwarnung bekriegt von der Schul’, aber es is dann weiter nix passiert.“ (Interview H)

Die eben beschriebenen Vorurteile haben sich – nach den Schilderungen der befragten jungen Roma - in den letzten Jahren offensichtlich zu einem guten Teil abgebaut: Die Befragten vertreten die Ansicht, es herrsche in den Schulen in Oberwart mittlerweile eine hohe Akzeptanz für die Volksgruppe.

Arbeitsmarkt

In Hinblick auf die Arbeitsmarktchancen von Roma spalten sich die Meinungen der jungen Befragtengruppe: Einerseits gehen einige von einer Gleichbehandlung von Roma und Nicht-Roma aus bzw. sprechen von – im Vergleich zu vor 15 oder 20 Jahren – besseren Arbeitsplatzchancen für Roma und von einer gewissen Akzeptanz am örtlichen Arbeitsmarkt, andererseits werden auch gegenteilige Meinungen geäußert, wonach Roma immer noch benachteiligend behandelt würden bzw. es für sie schwieriger sei, einen Arbeitsplatz in der Region zu finden:

„Generell im Südburgenland, wenn du ein Rom bist, ist’s schlecht. Weil wenn du anrufst, fragst, ob die Stelle frei ist, fragt er dich: ‚Wie heißt du?‘ – Sagst du ‚Horvath‘ – woher kommst du?‘ – ‚Oberwart‘ – ‚danke, die Stelle ist schon besetzt‘. Ist wurscht, ob du dir jetzt eine Lernstelle suchst oder sonst was.“ (Interview R)

Manche Unternehmen würden gezielt nach der *ethnischen Herkunft* der BewerberInnen fragen: *„In gewissen Firmen spielt’s schon eine Rolle, da wirst auch gefragt, teilweise.“*

(Interview P). Auch der Wohnort – also, ob Roma in der Siedlung „Am Anger“ oder in Oberwart selbst leben, spielt bei der Einstellungspolitik mancher Unternehmen eine Rolle: „*Ich glaub, die von der Siedlung haben noch schlechtere Chancen als wir. Haben wir’s schon schlecht, aber ich glaub, die haben’s noch schlechter.*“ (Interview S).

Wohnungsmarkt

Die Wohnungssituation hat sich für den Großteil der Oberwarter Roma verbessert, auch weil immer mehr Roma Zugang zu *gemeindeeigenen Wohnungen* bekommen. Heute wohnt in etwa die Hälfte der Roma innerhalb der Stadt Oberwart (einige z.B. in der „Andreas-Hofer-Siedlung“), die andere Hälfte in der Siedlung „Am Anger“ (vgl. Interview K).

Die positive Entwicklung des Wohnungsmarkts spiegelt sich auch in folgender Aussage eines jungen Roma wider: „*Jeder hat eine Wohnung. Wenn heut einer nicht mehr zu Haus wohnen will, dann zieht er aus.*“ (Interview P).

Selbstbewusstsein, Selbstdeklaration und Sprachweitergabe

In Hinblick auf den Wandel des Selbstbewusstseins der Burgenland-Roma zeichnet sich aus der Perspektive der jungen Generation eine positive Veränderung ab, da sich die „jungen“ Roma heute immer mehr zu ihrer *Identität bekennen*. Alle Befragten geben an, ihre Identität als Rom / Romni offen zu zeigen. Sie weisen aber ebenso darauf hin, dass andere Altersgenossen dies nicht tun – beispielsweise jene Roma, die sozial aufgestiegen sind oder jene, die in Partnerschaften mit Nicht-Roma leben und die Reaktion des Partners/ der Partner oder seiner/ihrer Familie fürchten.

Das Bekenntnis zur eigenen ethnischen Identität wird nur im geringen Ausmaß auf die Aktivitäten der Vereine zurückgeführt. Einige junge Befragte meinen aber auch, Roma wären mit ihrer Identität immer schon selbstbewusst umgegangen und gehen somit von keiner spezifischen (Weiter-) Entwicklung in den letzten Jahren aus. Gleichzeitig wird die Meinung vertreten, Roma würden immer selbstbewusster mit ihrer ethnischen Identität umgehen. In diesem Zusammenhang bestehen also widersprüchliche Urteile.

Faktoren, welche sich positiv auf das Selbstbewusstsein der Roma ausgewirkt haben, werden in der *Anerkennung* als Volksgruppe, im wachsenden *Interesse* der Mehrheitsgesellschaft sowie in der Möglichkeit gesehen, die eigene *Kultur* (verstärkt) zu *präsentieren*. Die

Entwicklung des Selbstbewusstseins ist nach Ansicht der Befragten aber immer auch von der Person selbst, ihrem individuellen Charakter, bestimmt.

Wie bereits die Auswertung der Befragung der älteren Generation gezeigt hat, sieht auch die junge Generation das Thema der *Sprachweitergabe* als problematisch an – die „Roma-Identität“ (ohne davon auszugehen, jene existiere als solche in einer homogenen Form) werde nur wenig weitergegeben. Die Verwendung des Roman beschränkt sich vor allem auf die Roma-Siedlung „Am Anger“ bzw. auf einige kleinere Dörfer, wo es noch im alltäglichen Sprachgebrauch verwendet wird: *„Richtig gelernt haben sie’s in Buchschachen. Die reden alle, die reden zu Haus nur Roman.“* (Interview S).

In Oberwart lebende Jugendliche und junge Roma verwenden es hingegen sehr wenig (da sie es auch kaum aktiv beherrschen), weshalb die Entwicklung der Sprachweitergabe eher negativ eingeschätzt wird:

„Ich sag so – von uns, von den 80ern, die sind - da kann keiner richtig g’scheit reden. (...) Grad, dass du dich verständigen kannst. In zwanzig Jahren wird’s es gar nicht mehr geben. Weil ich kenn nicht viele Familien, die das mit ihren Kindern reden. Das wird weniger.“ (Interview R)

Das Rohrbombenattentat 1995 und seine Folgen

Die Bemühungen der burgenländischen Roma um gesellschaftliche Gleichbehandlung und Anerkennung erfuhren durch das Attentat von Franz Fuchs im Jahr 1995 einen jähen *Einschnitt*. Die Ermordung der vier Roma ist auch aus der Sicht der jungen Romageneration Teil des kollektiven Gedächtnisses – selbst bei jenen, die damals erst Kinder waren. Das Ereignis ist stets in den Köpfen der Roma präsent und wird nie vergessen werden.

Das Attentat wird bzw. wurde aus Sicht der Befragten als persönlichen Angriff erlebt – sie beschreiben die Zeit danach als eine Periode, in der jede/r Rom/Romi – auch die Kinder – in Angst lebte:

„Wir haben nirgends hingehen dürfen, wir haben nix angreifen dürfen, überall, wo wir vorher gespielt haben, sei es im Wald oder draußen, wo wir Fußball gespielt haben, das hat’s nicht mehr gegeben, das war alles weg. Von einem Tag auf den anderen. So haben’s wir erfahren. Es waren eigentlich zwei, drei Jahre, also eigentlich bis zu dem Zeitpunkt, wo sie den Fuchs gefangen haben, war das eine Zeit, nicht nur für die Jungen, sondern auch für die Älteren, wo du dauernd in Angst geblieben bist.“ (Interview H)

„Es war ist schon arg gewesen damals, dass es damals noch so was hier gegeben hat.“ (Interview P)

Ein Befragter beschreibt die negativen Auswirkungen des Attentats in Hinblick auf seine Bereitschaft zur Selbstdeklaration:

„Für mich war's eigentlich nie so ein Problem [sich als Rom zu zeigen, Anm.], vielleicht nach dem Attentat ein bissl, weil die Roma ziemlich in den Medien waren und selber die Beiträge angeschaut hast im Fernsehen, ein paar waren ja mit den ziemlich argen Aussagen, andere waren wieder verständnisvoller.“ (Interview H)

Längerfristig löste das Attentat eine Reihe gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen aus:

„Ich glaub, nach dem Attentat waren sie [die Nicht-Roma, Anm.] aufgeklärter. Sind die Leute auch offener geworden, glaub ich.“ (Interview R)

Eine junge Romni weist im Zusammenhang mit der durch das Attentat entstandenen *Medienaufmerksamkeit* auf die Konsequenzen für die *Volksgruppen-* bzw. *Vereinsarbeit* hin: *„Ja und dann konnte der Verein eigentlich erst wirksam werden.“ (Interview J).*

1.33. Vergleich ältere und junge Generation

Im folgenden Kapitel werden nun noch die Ergebnisse des Generationenvergleichs dargestellt. Es wurden insgesamt vier Paare, also acht Personen, befragt (Details zur Altersstruktur s. auch Kapitel 2.2. „Forschungsdesign“). In der Gruppe der älteren Generation sind alle Befragten Mitglieder in einem Romaverein, die Gruppe der jüngeren Befragten besteht zur Hälfte aus Vereinsmitgliedern.

Die Ergebnisse der Befragung werden – wie schon in den vorangegangenen Kapiteln – themenanalytisch dargestellt, wenn auch in unterschiedlicher Reihenfolge. Gleichzeitig wird der Vergleich zwischen den Generationen herausgearbeitet.

Selbst- und Fremdbezeichnungen

Hinsichtlich der Verwendung der Begriffe „Roma“ und „ZigeunerIn“ spalten sich die Meinungen zwischen der jüngeren und der älteren Befragtengruppe: Während aus der Sicht der älteren Befragtengruppe heute vermehrt der Begriff „Roma“ verwendet wird, was ihrer Meinung nach auch auf ein *Umdenken* in der Mehrheitsgesellschaft und somit auf eine allmähliche *Gleichbehandlung* der Volksgruppe hinweist, meinen junge Befragte, viele Nicht-Roma würden heute noch den Begriff „ZigeunerIn“ verwenden, da sie den Term „Roma“ gar nicht kennen. Allerdings wird der Begriff von einigen jungen Roma nicht unbedingt als negativ wahrgenommen, vielmehr kommt es auf den Verwendungszusammenhang an:

„Ja, es kommt drauf an, wie sie's sagen. Also mich stört's nicht. So kulant bin ich. Weil wenn einer wirklich nicht weiß, dass es Roma heißt und mich fragt, ob ich einer bin, sag ich „ja“ und bin nicht z'wider oder sonst was.“ (Interview P)

Integration bzw. die Veränderung des Verhältnisses zwischen Roma und Nicht-Roma

Ein deutlicher Unterschied zwischen den Generationengruppen zeigt sich hinsichtlich ihrer Einstellung zu Kontakten zu Nicht-Roma: Hier bestehen seitens der älteren Befragtengruppe größere *Berührungssängste* zwischen den Volksgruppenangehörigen und der Mehrheitsgesellschaft. Im Gegensatz zu den meisten jugendlichen bzw. jungen Roma nehmen ältere Roma eine misstrauischere Haltung ein. Aus der Sichtweise der jüngeren Befragten überwiegt das *Interesse* der Nicht-Roma für die Volksgruppe und deren Kultur heute die *Berührungssängste* und *Ablehnung*: „Wenn ich jetzt so bei den Jungen schau – die Roma sind da eigentlich sehr beliebt.“ (Interview Q). Gleichzeitig erkennen sie die historischen Gründe der misstrauischen Haltung der älteren Generation und merken – wenn auch verharmlosend – an: „Und bei den Älteren – ich weiß nicht. Also ich find's nicht so schlimm, so wie's früher halt war.“ (ebd.).

Die Anerkennung als „Volksgruppe“ und ihre Folgen

In den Aussagen der Befragten hinsichtlich der Auswirkungen der Anerkennung auf die Volksgruppenangehörigen werden Unterschiede zwischen den älteren und jüngeren Befragten sichtbar: Zunächst weisen zwar beide Gruppen auf die grundsätzlich *positiven politischen, rechtlichen und sozialen Folgen* der Anerkennung für die Volksgruppe hin, wozu auch die veränderte Haltung der Politik zählt (erst mit der Anerkennung begann sie sich für die Belange und die Situation der Roma zu interessieren).

In Hinblick auf den Einfluss der Anerkennung auf den Fortschritt der gesellschaftlichen Anerkennung der Volksgruppe teilen sich aber die Meinungen: Während ältere Befragte klagen, von der tatsächlichen gesellschaftlichen Anerkennung immer noch weit entfernt zu sein, schnitten jüngere Befragte eher andere Aspekte – positive – an, wie die positive Auswirkung der Anerkennung auf die volksgruppeneigene *Sprache* und deren *Verschriftlichung*, auf das *Selbstbewusstsein* der Roma sowie auf ihren *Stolz* in Hinblick auf ihre ethnische Identität. Die positiven Auswirkungen auf Identität und Selbstbewusstsein zeigen sich aus der Sicht der jüngeren Befragten auch darin, dass zwischenzeitlich beispielsweise eine traditionelle Roma-Tanzgruppe gegründet wurde. Ein weiterer positiver

Punkt, der ausschließlich von jüngeren Befragten angesprochen wird, ist das – seit der Anerkennung – vermehrte Interesse der Nicht-Roma für die Burgenland-Roma, welches sich z.B. im Besuch von Veranstaltungen der Romavereine zeigt.

Lebensbedingungen und Diskriminierung in den Lebensbereichen Schule, Arbeits- und Wohnungsmarkt

In den Lebensbereichen Schule, Arbeit und Wohnen zeichnet sich sowohl aus Sicht der jungen wie auch der älteren Generation eine deutliche *Verbesserung der Lebensumstände* der Roma ab, wobei ältere Befragte explizit auch auf die weiterhin schwierige wirtschaftliche Lage des gesamten Südburgenlands hinweisen. In Hinblick auf den Wohnungsmarkt sind sich beide Gruppen einig, dass die räumliche Abgrenzung der Volksgruppe in den letzten 15 bis 20 Jahren deutlich nachgelassen hat.

Selbstbewusstsein, Selbstdeklaration und Sprachweitergabe

Bei der Einschätzung des Selbstbewusstseins zeigen sich klare Unterschiede zwischen den Generationen: Während die ältere Befragtengruppe dezidiert die Meinung vertritt, jüngere Roma würden heute selbstbewusster auftreten als sie selbst, meinen jüngere Roma, ihre Elterngeneration sei auch schon so selbstbewusst gewesen wie sie es heute sind. Es zeigt sich also, dass die ältere Generation im Fremdbild selbstbewusster eingeschätzt wird als sie das selbst tut.

In Hinblick auf die Faktoren, die zur Stärkung des Selbstbewusstseins beitragen, werden ebenfalls Unterschiede zwischen den beiden Befragtengruppen sichtbar, wobei ein Faktor von beiden Gruppen genannt wird, nämlich die Bedeutung von *Veranstaltungen* und Festen, also die Möglichkeiten, die eigene Kultur zu präsentieren. Seitens der jungen Befragtengruppe wird außerdem noch das Interesse von Nicht-Roma, z.B. auch WissenschaftlerInnen, für die eigene Volksgruppe genannt.

Aspekte, wie das *Wissen über die Geschichte* der Volksgruppe, die *Anerkennung* als Volksgruppe sowie die *Verschriftlichung* der eigenen Sprache werden im Gegensatz dazu ausschließlich von älteren Roma genannt, wie auch das Bewusstsein, ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft zu sein. Auch der innerhalb der Volksgruppe gestiegene *Bildungsstand* sowie

der vermehrte *Kontakt zu Nicht-Roma* und gemeinsame Aktivitäten von Roma und Nicht-Roma werden als selbstwertfördernd bewertet.

Eine mögliche Erklärung, warum die Möglichkeit, einen höheren Bildungsgrad zu erreichen, von der älteren, nicht aber von der jüngeren Befragtengruppe genannt wird, könnte darin liegen, dass jüngere Roma schon weit seltener in Berührung mit Bildungsbarrieren kommen als ihre Elterngeneration.

Selbstdeklaration

Hinsichtlich der individuellen Einstellung zur Deklaration als VolksgruppenangehörigeR zeigen sich nur geringfügige Unterschiede zwischen den Befragtengruppen: Die Befragten beider Gruppen geben an, sich stets zu ihrer ethnischen Identität zu bekennen. Interessant ist hier die Veränderung im Umgang mit der ethnischen Identität, welche sich bei einer breiteren zeitlichen Betrachtung zeigt: Während der älteren Befragtengruppe von ihrer Elterngeneration (welche vor allem der Generation der Nachkriegsgeborenen angehörten) eher das Verleugnen der eigenen Identität nahe gelegt wurde, erlebte die junge Befragtengeneration ihre Elterngeneration bereits als selbstbewusst im Umgang mit der eigenen Identität. Befragte der jungen Gruppe waren in ihrer Kindheit und Jugend nicht mit einem solchen Assimilierungsdruck konfrontiert, weshalb ihr Umgang mit der Selbstdeklaration sowohl von ihnen selbst als auch von der älteren Befragten als unproblematisch(er) beschrieben wird.

In den Aussagen der jüngeren Befragten wird der *individuelle Aspekt* der Selbstdeklaration stark betont: Ihrer Meinung nach handle es sich hierbei um eine sehr individuelle Entscheidung. Außerdem hatte das *Rohrbombenattentat* aus der Sicht der jungen Befragten einen sehr starken negativen Einfluss auf den persönlichen Umgang mit der Selbstdeklaration – die älteren Befragten wird dieser Zusammenhang nicht thematisiert.

Identität

Junge wie ältere Befragte nehmen ihre Identität bewusst und positiv wahr, sie identifizieren sich damit und – im Fall der jüngeren Roma - möchten diese auch an die nächste Generation weitergeben. Allerdings zeigt sich in der älteren Befragtengruppe weit stärker ein dynamischer Aspekt, nämlich die Bestärkung der eigenen Identität im Laufe ihres Lebens.

Junge Roma scheinen demgegenüber – wie bereits angesprochen - grundsätzlich einen selbstsicheren Umgang mit der eigenen Identität zu haben.

Das Rohrbomben-Attentat 1995 und seine Folgen

In den Aussagen der Befragten zum Attentat spiegeln sich – unabhängig von der Gruppe – gleichermaßen *Schock und Angst* wider.

Die Folgen des Attentats

In Hinblick auf die Folgen des Attentats zeigen sich insofern Unterschiede zwischen den beiden Befragtengruppen, als dass die älteren Befragten mehrere Dimensionen von Auswirkungen ansprechen, die jüngeren Befragten hingegen fast ausschließlich auf den *politischen Aspekt* eingehen, indem sie die – aufgrund der erhöhten Medienaufmerksamkeit – verstärkte Wirksamkeit der Vereinsarbeit ansprechen (vgl. z.B. Interview O).

Die älteren Befragten weisen neben dem politischen Aspekt auf das Anwachsen des *Misstrauens* der Roma gegenüber den Nicht-Roma hin, sowie auf die „tagtäglichen“ Konsequenzen, wie den *Umzug* mancher Roma von der Siedlung „Am Anger“ ins Stadtzentrum von Oberwart oder das *Wechseln des Familiennamens*.

Beide Befragtengruppen sind sich einig, dass die Erinnerung an das Attentat bis heute in den Köpfen aller Roma präsent ist:

„*Es ist im Hinterkopf. Es ist immer abrufbar, wenn irgendwas passiert, dann kommt's. Es ist zwar auf die Seite gestellt, aber nicht vergessen.*“ (Interview N, ältere Generation) bzw.

„*Das wird immer da sein, das wird nicht ganz weg sein.*“ (Interview O, junge Generation)

Reaktionen der Nicht-Roma

Die Reaktionen der Nicht-Roma werden aus der Perspektive der älteren Generation anders gesehen als von den jüngeren Befragten: Während es aus Sicht der jungen Befragten sowohl negative als auch verständnisvolle Reaktionen gab, sprechen die älteren Befragten vor allem von Roma-feindlichen Aussagen seitens der Nicht-Roma.

Die Rolle bekannter Roma

Die Arbeit von KünstlerInnen wird grundsätzlich als sehr positiv und wichtig wahrgenommen – und zwar von beiden Befragtengruppen. Jüngeren Befragte weisen vor allem auch auf die *Vorbildfunktion* bekannter Roma hin, welche für sie besonders während ihrer eigenen Kindheit bedeutsam war: Die Erfolge bekannter Roma förderten einen gewissen *Stolz* auf die eigene Volksgruppenzugehörigkeit. Nach Ansicht der älteren Befragten besteht der wichtigste Beitrag der bekannten Roma in der *Sichtbarmachung* der Volksgruppe und ihrer Kultur.

1.34. Diskussion der empirischen Ergebnisse und Konklusion

Nachdem im vorangegangenen Kapitel über die „sog. „generationellen Paare“ die Antworten der Befragten aus beiden Altersgruppen bereits gegenüber gestellt und verglichen wurden, soll die folgende Zusammenfassung nun der Einbettung der zentralen empirischen Ergebnisse in einen größeren gesamtgesellschaftlichen Kontext dienen. Darüber hinaus wird eine Verbindung zu jenen am Anfang dieser Arbeit aufgestellten Thesen hergestellt, welche sich erstens mit dem Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma bzw. dessen Veränderung beschäftigen, zweitens mit den Folgen der Vereinsgründungen bzw. drittens der Anerkennung als Volksgruppe auf die Burgenland-Roma:

Sowohl ältere als auch junge Befragte sprechen durchgängig von positiven Veränderungen für ihre Volksgruppe: Die gesellschaftliche Ausgrenzung und Diskriminierung der Burgenland-Roma ging langsam, aber stetig, zurück bzw. setzt sich diese positive Entwicklung bis heute fort. Besonders aus der Perspektive der älteren Befragten werden die Transitionsprozesse der letzten 15 bis 20 Jahre deutlich. Lebensbereiche, in welchen sich besonders positive Entwicklungen beobachten lassen, sind der schulische bzw. der Wohnbereich. In erstem kam es Anfang bzw. Mitte der 1990er Jahre vor allem mit einer neuen Generation von LehrerInnen zum Umdenken – die Zusammenarbeit mit der Lernhilfe des Vereins Roma wurde gesucht und setzt sich bis heute kontinuierlich fort, um die Probleme der SchülerInnen aus Romafamilien nachhaltig zu lösen. Die Veränderungen im Wohnsektor wurden einerseits durch die Öffnung der Gemeindewohnungen für Roma als auch – längerfristig – durch das Umdenken der Mehrheitsgesellschaft bewirkt (Bereitschaft zur Vermietung bzw. zum Verkauf von Wohnraum an Roma).

Trotz aller Verbesserungen befindet sich die Burgenland-Roma in einer „ambivalenten“ Situation, da sie - unabhängig von allen positiven Entwicklungen - immer noch mit Diskriminierung und Stereotypen konfrontiert werden. Diese Ambivalenz zieht sich durch den gesamten Diskurs der älteren Generation und spiegelt sich in vielen ihrer Aussagen wider, wie beispielsweise im Interview K, wo einerseits die Meinung geäußert wird, Vorurteile und Diskriminierung gebe es beispielsweise auf Ämtern nicht mehr, andererseits kritisiert wird, als „Zigeuner“ sei man „*unten durch*“. Solche Situationen fördern bzw. untermauern auch die Meinung, man sei „*immer noch nicht wirklich*“ oder „*vollständig*“ integriert (vgl. z.B. Interview C). Es zeigt sich also, dass Formen struktureller Diskriminierung (durch Behörden, beim Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen u.ä.) stark zurückgegangen sind, jene auf „zwischenmenschlicher“ Ebene (deren Überwindung auch mehr Zeit benötigt) Ebene aber noch bestehen, wenn auch in weit geringerem Ausmaß als noch vor einer Generation.

Der Vorteil der heutigen jungen Romageneration liegt nun darin, anders mit Diskriminierung umgehen zu können, als noch ihre Elterngeneration: Die jungen Burgenland-Roma wissen, dass die vergangenen Generationen immer mit Diskriminierung zu kämpfen hatten, haben diese aber nicht in einem vergleichbaren Maß erlebt. Ihr „Vorteil“ besteht darin, in diskriminierenden Situationen auf Ressourcen in der eigenen Familie wie auch im persönlichen Freundeskreis zurückgreifen zu können. Die heutige Elterngeneration (hier die sog. „ältere Generation“) konnte für sich selbst zumeist schon eine positive Einstellung zur eigenen Identität entwickeln und kann diese auch an ihre Kinder weitergeben; hinzu kommt die Unterstützung eines (zumeist) heterogenen Freundeskreises, in welchem die ethnische Zugehörigkeit der Einzelnen unwichtig ist. Dieser Freundeskreis – als Abbildung eines gesellschaftlichen „Mikrokosmoses“ – dient in Fällen der Diskriminierung auch als Gegenbeispiel einer positiven Realität und somit als Ressource.

In diesem Sinn kann die (in Kapitel 1 aufgestellte) Hypothese, wonach sich das Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma in den letzten 15 bis 20 Jahren verbessert hat, klar bejaht werden. Besonders junge Befragte heben hervor, dass in der Mehrheitsgesellschaft größtenteils ein positives Bild von Roma besteht (ohne die Diskriminierung zu negieren). Das Meinungsbild der Mehrheitsgesellschaft scheint sich auch dahingehend zu ändern, als dass Roma (-familien) in kleineren Dörfern früher mit weniger Stereotypen konfrontiert wurden, heute aber eher das Gegenteil zutrifft, da Kontakte zwischen Roma und Nicht-Roma in Oberwart zunehmen, sich Vorurteile aber gleichzeitig in kleineren Dörfern „halten“.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass die empirischen Ergebnisse die These bestärken, derzufolge junge Roma ihre gesellschaftliche Integration heute nicht nur deswegen positiver bewerten, weil sie mit weniger Diskriminierung konfrontiert sind als ihre Elterngeneration (was ohne Zweifel zutrifft), sondern auch, weil sie aufgrund ihres sozialen Umfelds über mehr Ressourcen und Gegenbeispiele zu diskriminierenden Meinungen / Haltungen verfügen.

Darüber hinaus wird Diskriminierung aus der Perspektive der jungen Romageneration heute weniger als kollektives bzw. Problem der Mehrheitsgesellschaft gesehen als vielmehr eine individuelle Meinung mancher Nicht-Roma.

Die Betonung der „individuellen“ Komponente von Haltungen / Meinungen zeigt sich auch im Diskurs der jungen Befragten über die Selbstdeklaration als Rom / Romni, in welchem der individuelle Aspekt dieser Entscheidung klar betont wird. Darüber hinaus erleb(t)en junge Roma Situationen der Selbstdeklaration – im Vergleich zur älteren Generation – weit seltener als schwierigen Moment.

Nun zur zweiten und dritten These dieser Arbeit – der Auswirkung der Vereinsgründungen bzw. der Tätigkeiten der Romavereine für die Volksgruppenangehörigen: Betrachtet man die Rolle der Vereine bzw. die Bedeutung der Anerkennung als Volksgruppe für den Deklarationswillen bzw. den Umgang der Burgenland-Roma mit ihrer Identität, wird deutlich, dass aus der Perspektive der Minderheit beide Ereignisse eng miteinander verknüpft sind: Die Vereinsgründung wird als Voraussetzung für die Anerkennung gesehen wird (was auch den tatsächlichen politischen Prozessen entspricht). Mit dem Beginn des Engagements für die „eigene“ Sache begannen die Burgenland-Roma, ihre Geschichte zum ersten Mal selbst zu „schreiben“, nämlich aus ihrer Perspektive. Unabhängig vom Alter der Befragten wird die aufgrund dieses Engagements zurückgehende Diskriminierung als klarer „Erfolg“ der Volksgruppe gesehen. Durch diese Erfahrung, erstmals aufgrund des eigenen Engagements ein Ziel (die politische Anerkennung, den Rückgang der strukturellen Diskriminierung durch Ämter, Behörden usw.) zu erreichen, schwand das Gefühl der Unmächtigkeit und des Ausgeliefertseins angesichts einer damals noch sehr feindlichen Umwelt. Längerfristig betrachtet ermöglichten das Engagement und die (später folgende) Anerkennung vielen Roma, ihre passive „Opferrolle“ zu verlassen, ihren wachsenden gesellschaftlichen Einfluss wahrzunehmen und für weitere Projekte zu nützen. (In Bezug auf diese „Opferrolle“ bestehen auch innerhalb der älteren Befragtengruppe kritische Haltungen. Beispielsweise wird auch die

Forderung an die eigene Minderheit geäußert wird, diese Rolle endgültig zu verlassen und mehr Eigeninitiative zu zeigen.)

Die junge Generation der Roma profitiert heute noch von diesem Empowerment der vorherigen Generation. Aufgrund des Engagements ihrer Eltern bzw. der Roma ihrer Elterngeneration wuchsen sie in einer Gesellschaft auf, in welcher Diskriminierung von Roma nicht mehr jene gesellschaftliche Akzeptanz fand wie noch vor 20 oder 15 Jahren. Die politische Anerkennung als Volksgruppe ist einerseits als „Meilenstein“ auf diesem Weg der Bemächtigung und andererseits als rechtliche Grundlage für das Engagement gegen jegliche Diskriminierung zu sehen. Insofern hat die Anerkennung zwei Aspekte: Den „persönlichen“ (sei es individuellen oder kollektiven) Effekt einer positiven Verstärkung der Anstrengungen der Minderheit, eine Anerkennung ihrer Rechte und ihres besonderen Status' als Volksgruppe, und den strukturellen / institutionellen Aspekt. *Die Hypothesen, wonach sich die Vereinsgründungen bzw. die politische Anerkennung als Volksgruppe positiv auf die ethnische Identität bzw. den Deklarationswillen der Burgenland-Roma ausgewirkt hat, können somit bestätigt werden.*

Zum Thema „Legitimität“ der Vereine ist nur so viel zu sagen, dass die Tatsache, dass Vereine auf der Ebene alltäglicher Probleme und Diskriminierungen mittlerweile weniger gefordert sind, natürlich auch mit einem Rückgang von Legitimität verbunden ist. Dieser Rückgang bzw. die Problematik des Transfers von Legitimität auf die junge Generation der Roma ist ein Phänomen, welches allerdings typisch für entsprechende Organisationen ist (vgl. Interview Z).

Zuletzt soll noch auf das Thema „Integration - Assimilierung“ eingegangen werden, welches in vielen Gesprächen thematisiert wurde und vor allem aus Sicht der älteren Befragten als problematisch eingeschätzt wird: Aus ihrer Perspektive war Integration stets mit Assimilierung bzw. einem starken Assimilierungsdruck verbunden, was von einer befragten Sozialarbeiterin auch bestätigt wird (vgl. Interview Z). Die aktuellen Fortschritte in dieser Hinsicht sind schwierig einzuschätzen, vor allem, weil dieses Thema von jungen Befragten überhaupt nicht aufgegriffen wurde. Gewisse Aussagen des Bürgermeisters der Gemeinde Oberwart („*manche können sich nicht integrieren*“) deuten allerdings auf eine nicht ganz unproblematische Sichtweise innerhalb der Mehrheitsgesellschaft hin.

Historisch gesehen wurde „Weiterentwicklung“ – in Bezug auf Minderheiten allgemein bzw. auf die Burgenland-Roma im Speziellen – stets mit einer Anpassung an die Lebensweise bzw.

an das Wertesystem der Mehrheitsgesellschaft verbunden, die befragte „junge“ Generation scheint die erste zu sein, welche diesen Assimilierungsdruck nicht mehr als solchen empfindet (bzw. nicht in einem vergleichbaren Ausmaß). Dieser Assimilierungs-Aspekt steht auch in Verbindung mit einer anderen Entwicklung, nämlich dem Kultur- und Sprachschwund innerhalb der Minderheit, welcher einen krassen Gegensatz zu dem (mittlerweile) selbstbewussten Umgang mit der eigenen Ethnizität darstellt. Aus Ansicht mancher ExpertInnen kann eine Stärkung der Sprache nur über die (weitere) Stärkung des ethnischen Selbstbewusstseins sowie der ehrlichen gesellschaftlichen Anerkennung als Volksgruppe erreicht werden. Ein Indikator für die Motivation junger Roma, ihre Kultur zu erhalten, könnte in der Betonung der Aufgabe der Vereine gesehen werden, kulturelle Veranstaltungen ausreichend zu fördern. Die langfristige Entwicklung ist hier aber noch nicht absehbar, allerdings wird sie sowohl von den älteren als auch von jüngeren Befragten eher pessimistisch eingeschätzt, wie überhaupt die Weitergabe der „Romakultur“ an sich (ohne sie als homogene, feste Einheit anzusehen).

Um einer Volksgruppe und ihrer wichtigen bereichernden Funktion in einer Gesellschaft gerecht zu werden, muss die Vielschichtigkeit ihrer Forderungen, welche sich im Spannungsfeld zwischen der Entwicklung kultureller und identitärer Selbststärke einerseits und sozioökonomischer Gleichstellung andererseits bewegen, gesehen und kontinuierlich an deren Umsetzung gearbeitet werden. Die Burgenland-Roma haben bereits einen großen Teil ihres Weges zur gesellschaftlichen Anerkennung und zur eigenen Identitätsfindung zurückgelegt – die übrige Strecke bleibt der nächsten Generation und ist auch unsere Aufgabe, jene der Nicht-Roma.

Literatur

- Alpögger, Monika, 2004: Die Roma und ihre Rechte - eine normative Analyse im europäischen Kontext. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien.
- Ausschwitz-Erlass des Reichssicherheitshauptamts (RSHA), zit. nach: Steinmetz 1966: Österreichs Zigeuner im NS-Staat. Monographien der Zeitgeschichte. Schriftenreihe des Dokumentationsarchivs österreichischen Widerstands. Wien: Europa Verlag, 15.
- Barth, Fredrik, 1969: Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Cultural Difference. Boston: Little.
- Bauböck, Rainer; Baumgartner, Gerhard; Perchinig, Bernhard; Pintér, Karin (Hg.), 1988: ... Und raus bist du! Ethnische Minderheiten in der Politik. Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 37. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Baumgartner, Gerhard; Freund, Florian, 2004: Die Burgenland-Roma 1945 – 2000: eine Darstellung der Volksgruppe auf der Basis archivalischer und statistischer Quellen; ein Forschungsprojekt des Kulturvereins Österreichischer Roma. Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung.
- Baumgartner, Gerhard; Freund, Florian, 2003: Daten zur Bevölkerungsgruppe der burgenländischen Roma und Sinti 1945-2001, 91-105 in: Zeitgeschichte, 30. Jg. (März / April 2003), Heft 2.
- Baumgartner, Gerhard, 1995: 6x in Österreich: Geschichte und aktuelle Situation der Volksgruppen. Mit einem Geleitwort von Bundeskanzler Dr. Franz Vranitzky. Klagenfurt: Drava-Verlag.
- Bayer, Tanja, 1994: Der Weg der Burgenland-Roma bis zur Anerkennung. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien.
- Biffel, Gudrun; Bock-Schappelwein, Julia; Leoni, Thomas, 2005: Verschärfung der Arbeitsmarktprobleme von Randgruppen in Grenzregionen im Gefolge der Ostöffnung. Das Beispiel der Roma in Oberwart. WIFO Monatsberichte 2/2005.
- Brandt, Veronika, 2003: Nationalismus und Diskriminierung am Beispiel von Roma in Wien. Wien: Diplomarbeit Universität Wien, Institut für Sozial- und Kulturanthropologie.
- Deman, Katharina/ Glaeser, Ursula, 1999: Roman – Unterricht im Burgenland. 11- 29 in: Grazer Linguistische Studien 51, Frühjahr 1999.

- Eder, Renate, 1994: ROMA schreiben. Anmerkungen zur Literatur einer ethnischen Minderheit. 129-149 in: Moses Heinschink und Ursula Hemetek, ROMA - Das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien: Böhlau Verlag.
- Entschließungsantrag des Volksgruppen-Unterausschusses vom 16. September 1992, 1996, 32 in: Österreichisches Volksgruppenzentrum (Hg.): Österreichische Volksgruppenhandbücher. Roma. Band 2, 2. Auflage, Wien: Österreichisches Volksgruppenzentrum.
- Europäische Kommission, 2008: Diskriminierung in der EU 2008. Wahrnehmungen, Erfahrungen und Haltungen. Eurobarometer Spezial 2008.
- Fraser, Nancy, 2001: Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freund, Florian; Baumgartner, Gerhard; Greifeneder, Harald, 2004: Vermögensentzug, Restitution und Entschädigung der Roma und Sinti. Wien, München: Oldenbourg.
- Grellmann, Heinrich, 1783: Die Zigeuner. Ein historischer Versuch über die Lebensart und Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volks in Europa, nebst ihrem Ursprunge. Dessau.
- Gronemeyer, Reimer/ Rakelmann, Georgia, 1994: ROM Zigeuner. Auf dem Weg in die Postmoderne. 14-28 in: Heinschink, Moses/ Hemetek, Ursula für Verein Romano Centro: ROMA- Das unbekannte Volk; Schicksal und Kultur. Wien, Böhlau Verlag.
- Halbwachs, Maurice, 1985: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbücher Wissenschaft.
- Haupt, Gernot, 2006: Antiziganismus und Sozialarbeit. Elemente einer wissenschaftlichen Grundlegung, gezeigt an Beispielen aus Europa mit dem Schwerpunkt Rumänien. Berlin: Frank & Timme GmbH.
- Heinschink, Moses; Hemetek, Ursula, 1994: ROMA - Das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien: Böhlau Verlag.
- Hemetek, Ursula, 1994: Musik im Leben der Roma. 150-169 in: Moses Heinschink und Ursula Hemetek, ROMA - Das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien: Böhlau Verlag.
- Henke, Reinhold, 1988: Leben lassen ist nicht genug. Minderheiten in Österreich. Wien: Kremayr & Scheriau.
- Hirl, Lieselotte; Holpfer, Renate, 1989: Die Lebenssituation der Roma im Burgenland heute. 54-56 in: Politische Bildung (Österreich) 2.

- Hohmann, Joachim S. (Hg.), 1980: Zigeunerleben. Beiträge zur Sozialgeschichte einer Verfolgung. 2. Aufl., Darmstadt: Ms-Ed.
- Horvath, Manuela: Das darf doch nicht wahr sein: Lokalverbot für Roma. Romani Patrín 2 / 2007.
- Hund, Wulf (Hg.), 1996: Zigeuner. Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion. Duisburg: DISS.
- Hund, Wulf, 1996: Das Zigeuner-Gen. 11-35 in: Wulf Hund (Hg.), Zigeuner. Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion. Duisburg: DISS.
- Leoni, Thomas, 2004: The Labour Market Development of Oberwart and the Socio-Economic Situation of the Roma. WIFO Working Paper 226, Wien.
- Mayerhofer, Claudia, 1988: Dorfzigeuner. Kultur und Geschichte der Burgenland-Roma von der Ersten Republik bis zur Gegenwart. Wien: Picus-Verlag.
- Marko, Joseph, 1996: Der Minderheitenschutz in den jugoslawischen Nachfolgestaaten: Slowenien, Kroatien und Mazedonien sowie die Bundesrepublik Jugoslawien mit Serbien und Montenegro. Bonn: Kulturstiftung der Dt. Vertriebenen.
- Mayring, Philipp, 2000: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Mead, George Herbert, 1995: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Mit e. Einleitung herausgegeben von Charles W. Morris, 10. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Oberwarter Zeitung; 1996: Artikel über Siedlungsausbau der Roma, vom 10.7.1996.
- Österreichisches Volksgruppenzentrum (Hg.), 1996: Österreichische Volksgruppenhandbücher. Roma. Band 2, 2. Auflage, Wien: Österreichisches Volksgruppenzentrum.
- Pantucek, Gertraud, 2002: Romni und Roma in Makedonien: Zwischen Tradition und „transition“. Wien: Diplomarbeit Universität Wien, Institut für Völkerkunde.
- Pfoser, Alena, 2007: Die Leningrader Blockade im Familiengedächtnis. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien.
- Pintér, Karin; 1988: Das Weibliche im Ethnischen. 280-290 in: Rainer Bauböck, Gerhard Baumgartner, Bernhard Perching und Karin Pintér (Hg.), ... und raus bist du! Ethnische Minderheiten in der Politik. Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 37. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Roosens, Eugene E., 1989: Creating Ethnicity. The Process of Ethnogenesis. New bury Park, London, New Delhi: Sage Publications.

- Samer, Helmut, 2001: Die Roma von Oberwart. Zur Geschichte und aktuellen Situation der Roma in Oberwart. Oberwart: Edition Lex Liszt.
- Schneller, Erich, 1994: Muttersprache Romanes – Die Sprachpraxis der burgenländischen Roma. Mit Sprachen leben 55-62 in: Werner Holzer (Hg.): Mit Sprachen leben. Praxis der Mehrsprachigkeit. Klagenfurt: Verlag Drava.
- Steinmetz, Selma, 1966: Österreichs Zigeuner im NS-Staat. Monographien der Zeitgeschichte. Schriftenreihe des Dokumentationsarchivs österreichischen Widerstands. Wien: Europa Verlag.
- Stojka, Cejka, 1988: Wir leben im Verborgenen: Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin. Hrsg. von Karin Berger. Wien: Picus Verlag.
- Supper, Silvia, 1999: Minderheiten und Identität in einer multikulturellen Gesellschaft. Wiesbaden : Deutscher Universitätsverlag.
- Taylor, Charles, 1993: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Turner, Erika, 1994: Ein „Zigeunerleben“? Als Sinto, Sintiza, Rom und Romni in Salzburg. 154-96 in: Moses Heinschink und Ursula Hemetek (Hg.), ROMA - Das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien: Böhlau Verlag.
- Turner, Erika, 1993: Sinti- und Romafrauen. Die Ambivalenz des Ethnischen. Ehtnizität als Konstituierungs- und Abgrenzungspotential. 317-344 in: WIDEE (Hg.): Nahe Fremde, Fremde Nähe. Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht. Reihe Frauenforschung Band 24. Wien: Wiener Frauenverlag.
- Turner, Erika, 1988: Zigeunerleben in Österreich. Rechtliche und soziale Stellung von Sinti und Roma nach 1945. 57-67 in: Rainer Bauböck, Gerhard Baumgartner, Bernhard Perchining und Karin Pintér (Hg.), ... und raus bist du! Ethnische Minderheiten in der Politik. Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 37. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Turner, Erika, 1983: Nationalsozialismus und Zigeuner in Österreich. Wien: Geyer Ed.
- Ufen, Katrin: Aus Zigeunern Menschen machen. Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann und das Zigeunerbild der Aufklärung. 67-90 in: Wulf Hund (Hg.), Zigeuner. Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion. Duisburg: DISS.
- Verein Roma, 1995: Forderungskatalog anlässlich des Treffens mit Bundeskanzler Dr. Franz Vranitzky am 9. Feber 1995.
- Volkshilfe Österreich Equal gem. GmbH (Hg.); Härle, Andrea; Liegl, Barbara; Papai, Nadine, 2007: Jugendarbeit mit Roma und Sinti. Erfahrungen und Hinweise. Bericht der Initiative Thara Haus — Equal nEWc Baselines.
- WIDEE (Hg.): Nahe Fremde, Fremde Nähe. Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht. Reihe Frauenforschung Band 24. Wien: Wiener Frauenverlag.

Wieviorka, Michel, 2003: Kulturelle Differenzen und kollektive Identitäten. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsges.mbH.

Zuber, Johannes, 2004: Kemetten und die Erinnerung, in: Schulheft 115 (204), 57-58.

Internet-Quellen

AEIOU – Österreich Lexikon, <http://aeiou.iicm.tugraz.at/aeiou.encyclp.a/a495726.htm> (Stand 18.7.2009).

Baumgartner, Gerhard, 2004: Die Schwarzen Europas – Behandelt wie Untermenschen. Sinti und Roma. Die größte Minderheit wird europaweit ausgegrenzt. Pogrom - bedrohte Völker 225 (3/2004). Abrufbar auf der Homepage der Gesellschaft für bedrohte Völker unter <http://www.gfbv.it/3dossier/sinti-rom/rom.html> (Stand 21.7.2008).

Kulturverein österreichischer Roma in Wien: <http://www.kv-roma.at/FRAMES/RUDOLFSARKOEZI.HTM> (Stand 18.7.2009).

Roma-Service: <http://www.roma-service.at> (Stand 18.7.2009).

Romano Centro – Verein für Roma: http://www.romano-centro.org/ueberuns_de.html (Stand 18.7.2009).

Rombase: Geschichte und Politik der Roma von 1945 bis heute: Emanzipationsbestrebungen auf internationaler Ebene, <http://romani.uni-graz.at/rombase/cgi-bin/art.cgi?src=data/hist/current/self-inter.de.xml> (Stand 18.7.2009).

Rombase: Kriminalpolizeiliche und „rassenkundliche“ Erfassung der „Zigeuner“, <http://romani.uni-graz.at/rombase/index.html> (Stand 18.7.2009).

Rombase: Maria Theresia und Joseph II. Assimilationspolitik im aufgeklärter Absolutismus, <http://romani.uni-graz.at/rombase/index.html>, (Stand 18.7.2009).

Rombase: „Zigeunerpolitik“ in Österreich und Ungarn. Vom 19. Jahrhundert bis 1938, <http://romani.uni-graz.at/rombase/index.html> (Stand 18.7.2009).

Rombase: „Mulo-Glaube“, <http://ling.kfunigraz.ac.at/~rombase/cgi-bin/art.cgi?src=data/ethn/belief/dead.de.xml> (Stand 18.7.2009).

Rose, Romani, 2007: Roma und Sinti: Gleichstellung für Europas größte Minderheit. Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 07/2007. Abrufbar auf der Homepage des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma unter <http://zentralrat.sintiundroma.de/content/> (Stand 18.7.2009).

Statistik Austria, 2008: Bildungsstand der Bevölkerung. Volkszählung 1971 – 2001: Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Abrufbar unter

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bildung_und_kultur/bildungsstand_der_bevoelkerung/020912.html (Stand 18.7.2009).

Statistik Austria, 2004: Arbeitsmarktstatistik – Jahresergebnisse 2004. Mikrozensus Arbeitskräfteerhebung. Abruflbar unter http://www.statistik.at/web_de/statistiken/arbeitsmarkt/arbeitslose_arbeitssuchende/index.html (Stand 18.7.2009).

Verein Ketani für Sinti und Roma (Linz): <http://www.sinti-roma.at/> (Stand 18.7.2009).

Verein Roma Oberwart: <http://www.verein-roma.at/> (Stand 18.7.2009).

Protokolle

(die Angaben beziehen sich jeweils auf Alter, Ausbildung, Wohnort, derzeitiger Beruf)

ExpertInneninterviews

- ♦ Interview A: 48 Jahre, Einzelhandelskaufmann, Mitarbeiter „Roma-Service“ (Rom)
- ♦ Interview B: Mitarbeiterin „Mri Buti“, Projekt zur Arbeitsmarktintegration von Roma, durchgeführt in Oberwart
- ♦ Interview C: 44 Jahre, Berufs- und Sozialpädagogin, Großpetersdorf, Beraterin im „Verein Roma“ (Romni)
- ♦ Interview D: 31 Jahre, Matura, Linz, Mitarbeiterin „Verein Ketani – Verein für Sinti und Roma“ (Sintiza)
- ♦ Interview E: 65 Jahre, Pflichtschule, Wien, Mitarbeiter „Kulturverein österreichischer Roma“ (Rom)
- ♦ Interview F: Wien, Mitarbeiter „Rota-Theater“ (Rom)
- ♦ Interview V: 54 Jahre, Universitätsstudium, Schuldirektor in Oberwart
- ♦ Interview W: 42 Jahre, Studium an PÄDAK und Universität, Schuldirektor in Oberwart
- ♦ Interview X: 52 Jahre Bürgermeister der Gemeinde Oberwart
- ♦ Interview Z: 49 Jahre, Oberwart, Diplomsozialarbeiterin,

Interviews Haupterhebung

- ♦ Interview G: 50 Jahre, Eisenstadt, Buchhalterin
- ♦ Interview H: 22 Jahre, Kindergartenpädagogin, Oberwart, Erzieherin
- ♦ Interview I: 44 Jahre, Schlosser, Oberwart, zurzeit muttersprachlicher Assistenzlehrer
- ♦ Interview J: 23 Jahre, wohnhaft in Wien, aufgewachsen in Eisenstadt, Studentin an der Musikuniversität Wien
- ♦ Interview K: 57 Jahre, Forst-Facharbeiter, Oberwart
- ♦ Interview L: 60 Jahre, Meister (Kunst-)Schmiede, Mattersburg, (Kunst-) Schmied
- ♦ Interview M: 41 Jahre, Pflichtschule, Oberwart, Mitarbeiter des „Verein Roma“
- ♦ Interview N: 38 Jahre, Bürokaufmann, Kleinbachselten, Mitarbeiter des Vereins „Roma-Service“
- ♦ Interview O: 45 Jahre, Koch, Wien, Mitarbeiter des Vereins „Kulturverein österreichischer Roma“
- ♦ Interview P: 21 Jahre, Schüler der HTL, Kleinbachselten

- ♦ Interview Q: 28 Jahre, Installateur, Oberwart
- ♦ Interview R: 27 Jahre, Installateur, Oberwart
- ♦ Interview S: 18 Jahre, Installateur, Oberwart
- ♦ Interview Y: 41 Jahre, HASCH, Oberwart, Journalistin

Anhang

Der Anhang beinhaltet zwei Abstracts (deutsch und englisch) sowie den Lebenslauf der Verfasserin.

Ruth Kasper, 2009: Die Burgenland-Roma. Die Situation der jüngsten österreichischen Volksgruppe 15 Jahren nach ihrer Anerkennung.

Problem-/Fragestellung:

Ausgangspunkt dieser empirischen Untersuchung ist die Anerkennung der Burgenland-Roma als österreichische Volksgruppe im Jahr 1993. Zum Zeitpunkt ihrer Anerkennung stellten die Roma einer der (wenn nicht überhaupt die) am stärksten diskriminierten Minderheiten in Österreich dar. Ihre gesellschaftliche Marginalisierung zeigte sich neben der tagtäglichen Ausgrenzung vor allem in den schlechten sozioökonomischen Verhältnissen: Erwachsene Roma waren immer wieder – manchmal auch dauerhaft - mit Arbeitslosigkeit konfrontiert, Kinder und Jugendlichen wurde der Zugang zu Bildungseinrichtungen verwehrt (Abschiebung in Sonderschulen; Unmöglichkeit, Lehrstellen zu finden usw.) – auch die Wohnverhältnisse der Roma lagen weit unter der Qualität der Mehrheitsbevölkerung.

Die beiden zentralen Fragestellungen dieser Diplomarbeit beschäftigen sich somit erstens mit der Veränderung der sozioökonomischen Lage der Burgenland-Roma (Wohn- und Beschäftigungsverhältnisse sowie Bildungsstand) und zweitens mit den Auswirkungen der Anerkennung als Volksgruppe auf die Volksgruppenangehörigen, also auf ihr Selbstbild und ethnisches Selbstbewusstsein. In diesem Zusammenhang wird auch die Funktion der Romaorganisationen thematisiert.

Methodisches Vorgehen: Die Situation der Burgenland-Roma wird sowohl aus einer „institutionell-objektiven“ Perspektive als auch aus der subjektiven Sicht der Minderheitsangehörigen selbst beleuchtet: Die empirische Erhebung umfasst 24 Leitfaden-Interviews, welche einerseits ExpertInneninterviews (in Roma-Organisationen, Schulen und politischen Institutionen tätige Personen, sowie eine Sozialarbeiterin) und andererseits Interviews mit Angehörigen der Burgenland-Roma selbst beinhalten. Innerhalb der letzten Gruppe wurden gezielt Befragte unterschiedlicher Altersgruppen ausgewählt (18-25-Jährige sowie Personen ab einem Alter von ca. 50 Jahren).

Ergebnisse: In Hinblick auf die sozioökonomische Situation der Burgenland-Roma lassen sich deutliche Verbesserungen feststellen, sowohl im Bildungsbereich (Romakinder und – jugendliche besuchen heute dieselben Schulen wie Kinder aus der Mehrheitsbevölkerung), als auch im Wohnbereich (hier hat vor allem die Öffnung der Gemeindewohnungen für Roma der Ghettoisierung in schlechten Wohnvierteln entgegengewirkt). Am Arbeitsmarkt ist die Situation etwas schwieriger, vor allem bei älteren Roma, welche über niedrige formale

Qualifikationen verfügen. Hinzu kommt die schwierige ökonomische Situation der gesamten Region (das Südburgenland ist wirtschaftlich eine eher schwache Region). Die beschriebenen Verbesserungen sind vor allem auf den durch die Anerkennung entstandenen Druck auf die politischen Akteure zu erklären, sowie auf die rege Aktivitäten der Romaorganisationen (auch das Rohrbombenattentat Franz Fuchs' im Jahr 1995 verstärkte den Druck auf die Politik). Die Diskriminierung von Roma (welche bis zum Anfang der 1990er Jahre sogar am damaligen „Arbeitsamt“ praktiziert wurde) hat stark nachgelassen und zieht heute Sanktionen nach sich. Der Rückgang der Stereotype über Roma und die Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Stellung zeigt sich vor allem bei den jungen Roma, in deren Freundeskreisen Roma und Nicht-Roma zusammentreffen. Gleichzeitig lässt sich eine positive Veränderung hinsichtlich des Selbstbildes und des ethnischen Selbstbewusstseins der Volksgruppenangehörigen feststellen: Im Gegensatz zu früheren Romagenerationen stehen die jungen Roma heute weit zu ihrer Identität und wollen ihre Sprache und Kultur auch an folgende Generationen weitergeben. Hier hat sich also ein tiefer Wandel im individuellen und kollektiven Bewusstsein vollzogen.

Ruth Kasper, 2009: The Burgenland-Roma. The situation of Austrians latest recognized ethnic group 15 Years after its recognition.

Question: The Burgenland-Roma was the last ethnic minority in Austria to be recognized as a national ethnic group. At the moment of its recognition in 1993 the Burgenland-Roma were one of Austria's most discriminated minorities. Its social marginalization arose in the daily discrimination Roma people faced and also in their bad living conditions: Adults had to face unemployment, children and young people didn't have proper access to institutions of education - they had to attend so-called "special schools" which are usually attended by mentally/ physically handicapped or retarded children. At the same time, their housing conditions were under the average Austrian level.

This thesis deals with two major aspects regarding this minority: First of all it describes the change of the living conditions of the Burgenland-Roma – taking into consideration housing conditions, employment and education, and secondly, it analyses the impact of its recognition as an ethnic group, especially regarding the change of their self-perception as ethnic minority group and their ethnic self-confidence. Within this context, the function of the Roma-organisations will also be discussed.

Method: The situation of the Burgenland-Roma will be analysed both from an "institutional-objective" perspective as from a subjective point of view of the Roma people themselves. The survey contains 24 (guideline) interviews, including expert interviews with persons working in Roma-organisations, schools, political institutions and a social worker, and interviews with minority members. Within the second group interviews with people of different age brackets were carried out (18 to 25- year-olds and people starting at the age of 50).

Results: Regarding the living conditions of the Burgenland-Roma, considerable improvements can be observed, both in the educational sector (today Roma children attend the same schools as children of the majority of the population), as in the housing sector (the changes in the housing sector are most due to the access Roma people have now to community housing). Concerning the labour market the situation of the Roma people improved less, which can be partially explained by the commonly difficult economic situation in this region (the Southern Burgenland is historically a economic weak region) and by the low educational background of Roma from older age groups. The improvements mentioned can mainly be explained by its recognition as an ethnic group, which reinforced the pressure on political institutions, and by the activities of the Roma-organisations supporting their

cause. (The case of Franz Fuchs' assassination of four Roma in 1995 increased political pressure too). The discrimination of Roma has declined considerably since the 1990s when even the National Employment Center discriminated against this minority. Today, this type of institutionalised discrimination is being sanctioned - discrimination involves sanctions against the discriminators. The decline of stereotypes about Roma and the improvement of their social status become manifest in the circles of friends of young Roma people today, where Roma and Non-Roma are mixed. Also a improvement of the self-image and of the ethnic self-esteem of the Roma people can be observed: In contrast to older generations of Roma, the young Roma stick to their identity and want to pass their culture and language to the next generation. Overall, it can be stated that a major change of individual and collective consciousness has taken place.



Personal information

Surname(s) / First name(s)	Kasper, Ruth Olga
E-mail	ruthokasper@hotmail.com
Nationality	Austria
Date of birth	June 23 rd , 1983

Work experience

Dates	April 2004- June 2005
Occupation or position held	Assistant to the head of the HR department , ÖAMTC, 1010 Vienna
Main activities and responsibilities	Organisation of internal trainings
Dates	Sept. 2006 – Jan. 2007
Occupation or position held	Assistant to the group head, ÖHTB (Austrian Relief Organization for People Who Are Deafblind and People with Significant Vision and Hearing Impairments), workshop group “Braunhubergasse”, 1110 Vienna
Main activities and responsibilities	Planning and realization of creative work projects with disabled persons (using different materials and techniques).
Dates	May– June 2008
Occupation or position held	Stage at research institute ABIF (Analyse, Beratung udn interdisziplinäre Forschung; engl.: analysis, consulting and interdisciplinary research)
Main activities and responsibilities	Data analysis with SPSS, interviews, literature analysis
Dates	Nov. 2009
Occupation or position held	Project work at research institute ABIF (Analyse, Beratung udn interdisziplinäre Forschung; engl.: analysis, consulting and interdisciplinary research)
Main activities and responsibilities	Evaluation of the programme UNIUN (university graduates set up companies)
Dates	Dec. 2009
Occupation or position held	Project work at research institute ABIF (Analyse, Beratung udn interdisziplinäre Forschung; engl.: analysis, consulting and interdisciplinary research)
Main activities and responsibilities	Participation in the evaluation of the programme QIB (coaching for small businesses, programme of the Austrian National Employment Center)

Dates	Jan. 2009 to date
Occupation or position held	research institute ABIF (Analyse, Beratung und interdisziplinäre Forschung; engl.: analysis, consulting and interdisciplinary research)
Main activities and responsibilities	Junior researcher
Education and training	
Dates	2003 - 2009
Principal subjects/occupational skills covered	Sociology, specialised in Sociology of Migration, Master thesis on the Austrian Roma minority. Advanced Skills on qualitative and quantitative methods.
Name and type of organisation providing education and training	University of Vienna, Faculty of Sociology (Austria); Université catholique de Louvain-la-Neuve, (Belgium)
Publications	<p>Egger, Andrea / Kasper, Ruth: Evaluation Lehrgang UNIUN 2007/08. UNIversitätsabsolventInnen gründen Unternehmen. Wien 2008.</p> <p>Egger, Andrea / Steiner, Karin / Haydn, Franziska / Kasper, Ruth: Evaluierung der Qualifizierungsberatung Niederösterreich. Evaluierung der Qualifizierungsberatung für Betriebe (2004-2006) des AMS Niederösterreich. Wien 2009.</p> <p>Partizipation und Respekt. Bericht über die Situation der Roma in Südungarn. dROMa 21/09, 8-11.</p> <p>Leuprecht, Eva / Putz, Ingrid / Paul, Verena / Kasper, Ruth / Steiner, Karin / Wittinger, Daniela / Kittel, Carmen: Berufseinstieg, Jobverfahren und Beschäftigungschancen von AbsolventInnen technisch-naturwissenschaftlicher FH-Studiengänge. Eine empirische Erhebung unter FH-AbsolventInnen technisch-naturwissenschaftlicher Studiengänge. Wien 2009.</p> <p>Leuprecht, Eva / Jelenko, Marie / Putz, Weinheimer, Hubert / Kasper, Ruth / Putz Ingrid / Paul, Verena: Berufsfindung und Beschäftigungschancen von UniversitätsabsolventInnen technisch-naturwissenschaftlicher Studienrichtungen in der Privatwirtschaft. Wien 2009.</p>